Ausgewählte

Erzählungen

von

Carl Stöber.

Der Gesammt-Ausgabe entnommen.

Erstes Bändchen.

Mit zwei Bildern von Ludw. Richter.

Dresden Just Naumann

☞ Man bittet die Rückseite des Umschlags gefälligst zu beachten.



Lehmann & Opitz in Dresden.

Der Schneider von Gastein.

Ausgewählte Erzählungen

von

Carl Stöber.

Der Gesammt=Ausgabe entnommen.

Erstes Bändchen.

Mit zwei Bildern von Ludw. Richter.

Dresden.
Justus Naumann.
1854.

Vorbericht.

Carl Stöbers Erzählungen haben zwar sowohl bei ihrem ersten Erscheinen in verschiedenen periodischen Schriften, als auch durch die in den Jahren 1841 bis 43 veranstaltete Sammlung derselben in drei Bänden, mit Illustrationen vom Professor Ludwig Richter, wovon seitdem eine zweite Auflage erschienen ist, bereits eine große Verbreitung gefunden; allein es bietet sich gleichwohl allenthalben die Wahrnehmung dar, daß selbige bei weitem noch nicht in dem Maaße in das Volk eingedrungen sind, wie sie es im hohen Grade verdienen, woran schon allein der bedeutende Umfang, den die Gesammt-Ausgabe einnimmt, die Schuld trägt, da deren Anschaffung nicht überall möglich ist. Die Verlagshandlung der Gesammt-Ausgabe genannter Erzählungen hat sich daher entschlossen, sowohl zur Erleichterung des Ankaufs, als zum bequemern Gebrauch beim Verleihen in Schul- und Volksbibliotheken und

endlich auch zum Behuf kleinerer Geschenke, namentlich als Schulprämien, eine Auswahl derselben, (wobei der Grundsatz größerer Gemeinnützigkeit leitend sein soll) in mehreren Bändchen kleineren Formats erscheinen zu lassen, und sie glaubt dabei den gleichen Dank zu ernten, wie bei dem ähnlichen Versuch mit den „Kleinen Erzählungen für Kinder ꝛc.," 2 Bändchen, wovon bei dem Anklang, den solche gefunden, auch schon eine zweite Auflage nöthig geworden ist; diese werden indeß hier nicht wieder zum Abdruck kommen.

Wollten wir für die, welche sich dafür interessiren, alle diejenigen Beurtheilungen, welche über die Stöber'schen Erzählungen bereits öffentlich in pädagogischen und andern Zeitschriften erschienen sind und welche fast durchgehends höchst günstig lauten, hier abdrucken, so würde dieser Vorbericht in keinem Verhältniß zum Ganzen stehen; wir können solches füglich umgehen, da der Ruf derselben bereits ein so weit verbreiteter ist.

Die Verlagsbuchhandlung.

Die Tischreden.

Wenn der freundliche Leser auf seiner Reise von Nürnberg aus, der Heerstraße nach, immer gerade gen Süden wandert, kommt er sogleich jenseits der Altmühl in ein kurzes Seitenthal derselben. Ein Hungerbach, den die Landleute lieber leer als voll sehen, weil trockene Jahrgänge mehr für die Scheune liefern, als nasse, hat darin sein Bett, und ein hoher Berg schließt es gegen Mittag. Rechts von der Straße, die an des Berges Seite hinauf liegt, steht ein Bauernhof mitten unter den Aeckern und Wiesen, die zu demselben gehören. Gewaltige Apfel- und Nußbäume legen zum Theil ihre Arme auf die Schieferdächer des Wohnhauses und der Scheune. Eine Quelle hinter dem Garten, die in eine Rinne gefaßt ist, hält nicht nur den eichenen Tränktrog für das Vieh, sondern auch eine kleine Pfütze für einige Frösche und Unken immer voll.

Dieses Bauerngut stand schon im Jahre 1518, und wie es heute, wo der Erzähler diese Zeilen niederschreibt, darin hergeht, gerade so ging es vielleicht damals zu, als es am vierzehnten Trinitatis-Sonntag

jenes Jahres Abend werden wollte. Der Bauer, die beiden Hände unter dem breiten, schwarzen Hosenträger, lehnte unter der Hausthüre, sein Weib saß auf der Bank, mit Flickwerk beschäftigt, und seine drei Kinder, zwei Knaben und ein Mädchen, trieben sich in dem Garten umher und stießen mitunter an die Bäume, um die blauen Pflaumen zum Fallen zu bringen. Dazwischen löste sich ohne ihr Zuthun ein großer Apfel von seinem Zweige, that einen dumpfen Fall in das Gras und wurde dann das Ziel ihres Wettlaufs.

In diesen lieblichen Spielen, welche ihnen der freigiebige Herbst bereitet hatte, wurden die Kinder durch zwei Fremdlinge unterbrochen, die von dem gewöhnlichen Wege abgewichen waren und auf den Bauernhof zukamen. Es war ein Augustinermönch auf einem Pferde und ein Mann aus dem Laienstande, der vorausging und das müde Roß am Zügel mehr hinter sich nachzog, als führte. Bettelmönche zu Fuß, welche für ihre Klöster die jährlichen Gaben der Landleute in Hülsenfrüchten, Eiern, Schmalz und dergleichen Naturalien einsammelten, hatten die Kinder schon oft gesehen; aber ein Klosterbruder dieses Ordens zu Pferd war ihnen ein ganz ungewöhnlicher Anblick, und sie liefen, was sie laufen konnten, um es ihrem Vater zu verkündigen.

Der Bauer, der in seiner Gottesfurcht den geistlichen Stand von Herzen ehrte, ging dem Augustiner bis in den hohlen Weg vor seinem Hofe entgegen, und folgte ihm, nachdem er seinen Segen empfangen

hatte, bis vor sein Haus. Da half er ihm vom Pferde, und sah mit herzlichem Bedauern, wie Mann und Roß, wahrscheinlich nach einem angestrengten Ritte von ungewöhnlicher Dauer, einer so angegriffen war, wie das andere. Das Thier überließ er dem Führer und seinem eigenen Knechte, den Mönch führte er in seine Stube und ließ ihn auf dem Lotterbette, dem bequemen Sopha der Landleute in unserer Gegend, Platz nehmen.

Bei jedem nur etwas wohlhabenden Bauer steht nämlich in der Wohnstube eine vollständige Bettstelle mit einem Himmel. In der Bettstelle ist ein großer, voller Strohsack mit einem Kopfkissen, beide mit schwarzgefärbtem Zeug überzogen. Auf dem Himmel liegen und stehen Andachtsbücher, braune Schachteln, in denen das Hausarchiv der Familie enthalten ist, Nähkörbchen und andere Dinge. Der Raum unter der Bettstelle dient dem Hühnervolk zum Winterquartier, und auf dem Strohsack ruht der Hausherr den größten Theil der arbeitsfreien Zeit, welche zwischen dem letzten Schlag des Dreschflegels und den Vorbereitungen zur Sommersaat liegt.

Dem Mönch in seiner weiten Kutte und bei seiner Lebensweise im Kloster war dieses Lager weit willkommener, als das weichste und wärmste Federbett. Er erholte sich schnell, und das zwölfjährige Mägdlein des Bauern schöpfte nun aus dem sogenannten Höllhafen hinter dem Ofen laues Wasser in eine Gelte, band ihrem Gaste die schweren San=

dalen ab und wusch seine Füße, die mit Staub und Straßenkoth bedeckt waren.

In der Zeit aber, welche der Erzähler brauchte, um dem freundlichen Leser auseinander zu setzen, was hier zu Land ein Lotterbett sei, hatte die Bäuerin schon ein prasselndes Feuer auf dem Heerde angeschürt und eine Pfanne mit goldgelbem Schmalz darüber gehängt. Die Eier und der klein geschnittene Schinken, welche durcheinander gerührt hineingeschüttet wurden, verbreiteten durch das ganze Haus einen köstlichen Wohlgeruch und brachten den Führer des Mönchs vollends zur Ueberzeugung, daß der Gott des Propheten Elias ihn und den Priester in eine gute Herberge geleitet habe. Sein schönes Roß, das keinem gemeinen Manne angehören mochte, wieherte auch schon über den schneeweißen Hafer, der im Barren lag, und über die Pflege mit Strohwisch und Wasser, die es in dem Stalle eines Bürgermeisters auch nicht besser gefunden hätte.

Als aber in Küche und Ställen die gewöhnlichen Dinge beschickt waren, versammelten sich alle Leute des Hauses um den gedeckten Tisch in der Stube. Für die Gäste zitterte die feine Eierspeise auf einer großen zinnernen Platte und für die Hausleute, die Kinder, die Dienstboten und die Herrschaft dampfte eine Brodsuppe in der tiefen irdenen Schüssel, und ein großes blechernes Schiff mit Nudeln aus Waizenmehl war für Alle. Die Gebete vor und nach dem Essen sprach der Mönch, aber nicht, wie seine Collegen, die sich schon an diesem Tisch gesättigt

hatten, in lateinischer, sondern deutscher Sprache. Ja, er ließ es nicht bei der Danksagung allein bewenden, sondern sprach auch zu dem Manne, dessen Weib, den Kindern und Dienstboten die Worte, welche sich über dieselben in der Haustafel Luthers finden. Diese kurzen Ermahnungen des Mönchs, der so leidend aussah, und doch eine so kräftige, reine und glockenhelle Stimme hatte, ergriffen seine Zuhörer auf eine wunderbare Weise. Freilich waren ihre Herzen schon zubereitet durch seine lieblichen Tischreden, die er geführt hatte.

Als z. E. der Mönch bemerkte, daß das Töchterlein seines Hauswirths für die Nudel dankte, die es aus der Hand seiner Mutter empfing, sagte er: „Das ist fein, mein Kind. Auch in Klöstern gewöhnet man die jungen Mönche, wer ihnen nur eine beschnittene Feder schenket, daß sie sich bücken und sagen müssen: Benedictus Deus in omnibus donis suis! Das ist verdolmetschet: Gott sei gelobt um Alles, das er uns schenket! Und solches ist nicht eine böse Weise; denn es geschieht darum, daß das junge Volk sich gewöhnen soll, Alles mit Danksagung gegen Gott und Menschen anzunehmen. Auch ist es recht und wohlgesagt von alten, weisen Leuten: Deo, parentibus et magistris non potest satis gratiae reddi, das ist: Gott, den Aeltern und Schulmeistern kann man nimmer genugsam danken noch vergelten. Leider wird aber gar oft erfüllt das gemeine Sprichwort, das Ein Vater leichter kann sechs Kinder ernähren, denn sechs Kinder einen Vater. — Man sagt ein Exempel

von einem Vater, der übergab seinen Kindern alle seine Güter, Haus, Hof, Aecker und alle Bereitschaft, versah sich dessen zu seinen Kindern, sie würden ihn ernähren. Da er nun bei seinem Sohne eine Zeit lang war, ward der Sohn seiner überdrüßig, und sprach: „Vater, mir ist diese Nacht ein Knäblein geboren, und wo Euer Armstuhl soll seine Wiege stehen. Wollet Ihr nicht zu meinem Bruder ziehen, der eine größere Stube hat?“ Da er nun eine Zeit lang bei dem andern Sohne gewesen war, wurde der sein auch müde und sprach: „Vater, Er hat gern eine warme Stube, und mir thut der Kopf davon weh. Will Er nicht zu meinem Bruder gehen, der ein Bäcker ist?“ Der Vater ging, und da er nun eine Zeit lang bei dem dritten Sohne gewesen war, ward er auch diesem zur Last, daß er sprach: „Vater, bei mir geht es aus und ein, wie in einem Taubenschlag, und Du kannst Dein Mittagsschläflein nicht machen, wie Du willst. Möchtest Du nicht zu meiner Schwester, der Käthe? Die wohnt an der Stadtmauer.“ Der Alte merkte, wie viel es geschlagen hätte, und sprach bei sich selbst: Wohlan, das will ich thun; ich will mich aufmachen und es bei meinen Töchtern versuchen! Die Weiber haben ein weicheres Herz. — Da er aber eine Zeit lang bei seiner Tochter gewesen war, wurde sie seiner überdrüßig, und meinte, es sei ihr immer Höllenangst, wenn der Vater zur Kirche oder sonst wohin gehe und die hohe Treppe hinunter müsse. Bei der Schwester Lisabeth brauche er keine Treppe zu steigen, die wohne zu

ebener Erde. — Damit er in Frieden wegkomme, gab ihr der Alte zum Schein Recht und zog zu seiner andern Tochter. Und da er eine kurze Zeit bei ihr gewesen war, wurde sie sein müde, und ließ ihm durch einen Dritten zu Ohren kommen, ihr Quartier an der Pegnitz wäre zu feucht für einen Mann, der mit der Gicht geplagt sei; ihre Schwester, die Todtengräberin bei St. Johannis, hätte ein überaus trockenes Logement. — Der Alte meinte selbst, sie könne Recht haben, und begab sich vor das Thor zu seiner jüngsten Tochter Lena. Und als er zwei Tage bei ihr gewesen war, sagte ihr Söhnlein zu seinem Großvater: „Die Mutter sprach gestern vor der Hausthüre zu der Baase Lisabeth, für Dich giebt es kein besseres Quartier, als eine Kammer unter der Erde, wie sie der Vater macht.“ Ueber diese Rede brach dem Alten das Herz, daß er in seinem Armstuhl zurücksank und starb. St. Johannes nahm ihn nun auf, und ist barmherziger gegen ihn, als seine sechs Kinder. Denn er lässet ihn in seiner Kammer schlafen immer seit der Zeit. — Darum sagt man im Sprichwort, daß Ein Vater leichter kann sechs Kinder ernähren, denn sechs Kinder Einen Vater.“ —

Als der Augustiner-Mönch diese Geschichte von den sechs undankbaren Kindern erzählt hatte, schnitt die Bäuerin einen großen Schinken an, den ihr Mann von der Rauchkammer herabgeholt und auf den Tisch gelegt hatte. Dabei bemerkte sie, daß ihr Messer einige Scharten bekommen hatte und überhaupt arg mitgenommen worden war. Sie fragte

ihre Kinder, welches von ihnen das Messer so zugerichtet hätte. Hans rief: „Ich nicht!“ und Michel: „Ich auch nicht!“ Lene aber antwortete gar nicht, sondern wurde blutroth im Gesicht, rutschte über die Bank herab und lief weinend zur Thüre hinaus. Dabei bemerkte der Mönch, daß es ein zart schwach Ding wäre um ein böses Gewissen; denn es könne sich nicht bergen. Wie auch die Heiden davon gesagt haben: Conscia mens pravi de se putat omnia dici, d. i. ein böses Gewissen ziehet Alles, was geredt wird, immer auf sich. Und erzählte darauf diese Geschichte. Es wäre ein Prediger gewesen, der hätte einmal die Gartendiebe auf der Kanzel übel gescholten und gesaget: „Ich hatte in meinem Wurzgarten zwei Beetlein mit Gurken von der Bamberger Art, immer eine größer und schöner, denn die andere. Da sind in der vergangenen Nacht die Diebe eingestiegen, und haben nicht den Zehenten, nicht den Fünften genommen, sondern alle bis auf diese eine in meiner Hand. Ich habe nun lange die Sünder wider das siebente Gebot mit Worten gestrafet, jetzt will ich sie auch mit der That strafen. Denn ich weiß Einen Dieb unter diesem Haufen meiner Zuhörer, und ich sehe ihn vor meinen Augen, und kenne ihn so eben, daß ich ihn auch mit dieser Gurken treffen will.“ Und hob seine Gurke auf, und stellte sich ernstlich, als wollte er einen großen Wurf thun. Da standen etliche junge Bursche unter der Kanzel, die duckten sich alle, und fürchtete ein Jeder, er wollte auf ihn werfen. Da sagte der Pfarrherr: „Ei, ich meinte,



Lehmann & Opitz in Dresden.

Die Tischreden.

es wäre nur Einer der Gurkendieb. Nun sind es mehr. Sehet, der Magen verdauet die gestohlenen Früchte, aber nicht so das Gewissen, darinnen sie liegen bleiben, wie Kieselsteine.“ —

„Item,“ sagte der Mönch, „als sich einmal der Tag geneigt hatte, wäre Einer in der Herberge eingekehrt, daß er darinnen übernachte. Der saß im Eck hinter dem Tisch und der Wirth auf der Bank hinter dem Ofen, und der Hausknecht mitten in der Stube, und machte eine Schnur an seine Geisel. Da schrie der Wirth auf einmal: „Hansgörg, ein Räuber! ein Räuber!“ und der Hausknecht fuhr auf, das Licht auf dem Tische zu schneuzen. Denn es hatte angefangen zu fackeln, weil ein Knoten im Docht war. Aber der Gast sprang vom Tische hervor und über Hals und Kopf zur Thüre hinaus. Darüber fiel ihm eine Diebslaterne aus der Tasche. Und der Wirth sah nun, daß er zwei Räuber in der Stube gehabt hatte, einen auf dem Tisch, und einen hinter demselben. Also läuft das böse Gewissen vor einem Knoten im Dochte davon.“

Wiederum, als die Bäuerin ihre Gabel unter den Tisch fallen ließ, und Hans, der zunächst dabei saß, dieselbe nicht alsbald aufhub, sagte der Mönch: „Ei Hänslein, wie faul! Da wäre das Knäblein Jesus gesprungen, und hätte der Mutter die Gabel flugs aufgehoben. Denn Christus ist gegangen in den Werken des vierten Gebots. Das sind aber solche Werke, deren Vater und Mutter im Hause bedürfen, daß er Wasser, Brod, Fleisch geholet, des Hauses

gehütet und dergleichen mehr gethan hat, was man ihn hat geheißen, wie ein ander Kind. Solches hat das liebe Jesusknäblein gethan. Wenn seine Mutter gesagt hat: „Sohn, lauf hin und hole mir eine Kandel voll Wasser, oder um eine Landmünz Salz," so ist er hingelaufen fröhlich und hats geholt. Das sollen billig alle Kinder, so gottselig und fromm sind, sprechen: „Ach, ich bins nicht werth, daß ich zu der Ehre kommen soll, und dem Kindlein Jesu gleich werden in dem, daß ich thue, was Er, mein Herr Christus, gethan hat. Hat er in der Werkstatt des Joseph Zimmerspähne aufgelesen und Anderes, was ihm seine Eltern befohlen haben gethan, welches gemeine, geringe Werke anzusehen gewest sind, wie sie im Hause vorfallen, ei, wie feine Kinder wären wir, wenn wir seinem Exempel folgeten, und auch dasjenige williglich thäten, was uns unsere Aeltern heißen, es wäre auch so schlecht und gering, als es sein könnte."

Als auch die zwei Knaben dem Mönch die Hand geküßt hatten und auf ihre Kammer zu Bette gingen, schaute ihnen ihre Mutter mit einem Seufzer nach und sagte: „O, was für Sorgen machen doch die Kinder!" Worauf der Klosterbruder versetzte: „O Weib, die Vöglein fliegen vor unsern Augen über, uns zu kleiner Ehren, daß wir wohl möchten unsere Hütlein gegen ihnen abthun und sagen: Mein lieber Herr Doktor, ich muß ja bekennen, daß ich die Kunst nicht kann, die Du kannst. Du schläfst die Nacht über in Deinem Nestlein ohne Sorge; des Morgens

stehest Du wieder auf, bist fröhlich und guter Dinge, setzest Dich auf Dein Bäumlein, und singest, lobest und dankest Gott. Darnach suchest Du Deine Nahrung und findest sie. Pfui, was hab' ich alter Narr gelernt, daß ich's nicht auch thue, der ich doch so viel Ursache dazu habe? Kann das Vögelein sein Sorgen lassen, und hält sich in solchem Fall, wie ein lebendiger Heiliger, und hat dennoch weder Acker noch Scheunen, weder Kasten noch Keller. Es singet, lobet Gott, ist fröhlich und guter Dinge. Denn es weiß, daß es Einen hat, der für es sorget, der heißt: „Unser Vater im Himmel." Warum thun wir's denn nicht auch, die wir den Vortheil haben, daß wir können arbeiten, das Feld bauen, die Früchte einsammeln, aufschütten und auf die Noth behalten? Dennoch können wir das schändliche Sorgen nicht lassen. Darum sollten wir dieß Exempel von den Vögelein nicht vergessen. Sie sind ohne alle Sorge fröhlich und guter Dinge. Und warum wollten sie auch sorgen? Sie haben einen reichen Küchenmeister und Kellner. Der heißt der Vater im Himmel, und hat eine Küche, die so weit als die Welt ist. Darum sie fliegen hin, wo sie wollen, finden sie die Küche wohl bestellet. Derselbe himmlische Vater, lehrt Christus, wollte Euer Küchenmeister und Kellner auch gern sein, wenn Ihr's nur glauben könntet oder haben wolltet. Er beweiset es auch mit der That, und giebt Euch unzählig viel mehr, denn den Vögeln. Warum wollt Ihr ihm denn nicht vertrauen? Thut doch, wie die Vöglein, lernet glauben, singet, seid

fröhlich, und lasset Euren himmlischen Vater für Euch sorgen."

„Sehet, Leute," fuhr der Klosterbruder fort, „daheim vor dem Fensterlein meiner Zelle stehet ein Kraut im Topf. Der Bruder Gärtner heißet es Reseda, und der Geruch seiner Blüthe übertrifft alle Würze. Dieses Kraut besuchet je um Egidi ein Sommervogel, weiß und mit etlichen Flecken auf seinen vier Flügeln. Der leget seine Eier mitten unter die Blätter je eins und eins fern von einander, daß sie nicht naß werden von Thau und Regen und daß die Jungen einander die Nahrung nicht schmälern. Die Eier aber kleben mit dem offenen Ende am Blatt, und wenn nun das Junge darin aus seinem Schlaf aufwacht und heraus will, findet es den Ausgang versperrt, aber nicht mit Eisen, Stein oder Holz, sondern nur mit seinem Futter, das ihm so gut schmeckt und mundet wie unser Einem Zibeben und Mandeln. Und wenn es sich durchgespeist hat, streckt es sein Köpflein zwei- oder dreimal in die Höhe. und weidet dann fort bald zur Rechten und bald zur Linken, wie es will. Der Vater im Himmel machet es dem kleinen Würmlein, als schlösset ihr ein Knäblein oder Mägdlein in eine stille Kammer, davon die Thüre ein großer Pfefferkuchen ist, und sprächest zu ihm: Jetzt schlaf! und wenn Du aufwachst und willst zu uns heraus in den Sonnenschein, so mußt du dich durch den Honigkuchen hindurch essen. — So aber Gott für ein Würmlein also sorget, das heute lebet, und morgen dem Sperling zur Speise

dienet, sollte er das nicht vielmehr Euren Kindlein thun? O ihr Kleingläubigen!"

„Ja, hochwürdiger Herr," versetzte die Bäuerin, darum will ich auch nimmer sorgen, wie meine Kinder in dieser Welt fortkommen; aber wer nimmt sich meiner Kunigunda, die noch im Wickelkissen gestorben ist, in der Ewigkeit an?"

„Auch dieser Sorge," antwortete der Mönch, „könntet Ihr quitt sein. Denn ein Christ soll sagen: Ich weiß, daß ich also fahre. Wenn meine Seele ausfährt, da sind bestellt die höchsten Könige und Fürsten, nämlich die lieben Engel, die mich annehmen und überführen. — In dem Fall sind die lieben Kinder auch. Wann das Kind geboren wird, weiß es nicht, wo es hinkommt. Aber da sind die Frauen, die haben Windeln und Kißlein, und fahen das Kind auf. Wenn das Kind aus der Taufe gehoben wird, da weiß es nicht, wo es hinfährt. Aber der Priester und Täufer ist da und die Pathen und Weiber, und haben Arme und Windeln und Westerhemdlein, damit sie das Kind heben. Also nimmt Gott selbst auf der Kindlein Seelen im Tode; aber er brauchet dazu seiner Mitgehilfen, der lieben Engel, daß die Seelen aufgenommen und empfangen werden, wenn sie scheiden aus ihren Leibern. Das mögen wohl liebe Engel und dienstbare Geister sein, die so freundlich mit uns umgehen, daß sie allhier in diesem Leben die Kleinen beschützen und erhalten, und zuletzt, wenn sie ihrer am meisten bedürfen, auf ihre Seelen warten, und sie in Gottes Schooß bringen, dazu sie

getauft sind. Denn ebenderselbige Engel, der die Kindlein empfähet und hebet, wenn sie in den Schlaf sinken, muß ihre Seelen empfahen und heben, wenn sie sterben."

Und da es Zeit war, erhuben sich auch die drei Dienstboten des Bauern vom Tische, bückten sich tief vor dem Priester, und gingen ihres Wegs, mit ihnen der Begleiter des Mönchs. Die Bäuerin schaute ihnen nach und seufzte: „Wie schwer sind die Dienstboten in unserer Zeit zu regieren!"

„Wohl," versetzte der Klosterbruder, „aber auch mit Kurzweil und Fabeln, wenn man sie wohl weiß zu gebrauchen. Daß ich ein Exempel gebe: Wenn einem Knechte zu wohl ist, und will's besser, und spricht in seinem Herzen: Bei meinem Herrn habe ich zwar Alles sicher, Jahr von Jahr fünf Gulden und Leinwerk zu zween Hemden und einem Schurz, aber nichts darüber. Beim Kronenwirth in Schwabach giebts zwar keinen Lohn, aber viel Trinkgeld und Unterhaltung, denn das Fuhrwerken geht Tag und Nacht; zu dem will ich mich verdingen. — Diesem Knecht wollte ich erzählen: Es war einmal ein Hündlein, das strich eines Morgens durch die Fleischbank und erhaschte eine Kalbslunge. Zuerst lief es aus Leibeskräften, weil die Metzger hinter ihm drein waren, zuletzt, da seine Verfolger umkehrten, ging es langsam über einen Steg. Da sah es unter sich einen andern Hund im Wasser, mit einem Stück Fleisch im Maul, das ihm größer und schöner dünkte, denn das seine. Folglich ließ es die Lunge fallen

und schnappte nach dem Fleisch, worüber es den guten Bissen verlor und seine Schnauze in das leere Wasser stieß. Denn es erging ihm, wie allen Unzufriedenen, die das Gute verlieren und jenes Bessere nicht kriegen. — Item. Wenn sich eine Magd an eine andere hängt, und es ist Gefahr vorhanden, daß sie von der bösen Freundin verführt werde, so wollte ich bei Gelegenheit erzählen: Naschmunde, die junge Maus, so bei dem reichen Bauern Wackerbart diente, erging sich eines Sonntags nach der Vesperkirche an der Altmühl. Jenseits des Wasser aber, auf einem niederen Weidenstumpf, saß der grüne Grashupfer und geigte, und die Wassermäuse, Jünglinge und Jungfrauen, daneben auch etliche Knäblein und Mägdlein, tanzten dazu auf dem Sande, daß es staubte. Als diese ihre Kamerädin am andern Ufer ersahen, schwamm sogleich ihre beste Freundin, wie sie sich nannte, zu ihr hinüber und sprach: Munde, komm zu uns herüber auf einen Walzer. — Meine Frau, antwortete Munde, hat gesagt, wo die Bursche und Dirnen zur Fidel tanzten, da es stäubt, da sollte ich davon bleiben. — Sprach die Freundin: Ein Tänzlein in Ehren kann niemand wehren. — Sprach Munde: Und dann komm ich zu spät nach Hause. — Sagte die Freundin: Einmal ist keinmal. — Sprach Munde: Und wie komme ich über das tiefe Wasser hinüber und wieder herüber? — Sagte die Freundin: Ich trage Dich auf meinem Rücken hin und wieder. — Gesagt, gethan. Naschmunde setzte sich auf, und die Freundin schwamm mit ihr an das

andere Ufer, allwo sie mit Jauchzen empfangen wurden. Da tanzte sie bis tief in die Nacht, und, weil sie in dem Ringelreihen schwindlich geworden war, band sie sich auf dem Rückwege mit einer Binse an den Hals der Freundin, damit sie nicht in die Altmühle falle. Aber als sie mitten im Fluß waren, kam ein großer Raubfisch aus der finsteren Tiefe und verschlang Beide. Naschmunde, das junge Blut, hätte sich vielleicht noch salviren können, wenn sie allein gewesen wäre. Aber sie hing zu fest an dem Hals der Freundin."

Nach dieser und andern Tischreden gaben auch der Bauer und sein Weib ihrem Gaste gute Nacht, der sich dann sogleich auf dem Lotterbett zur Ruhe legte. Am andern Morgen, als es noch dämmerte, ritt er wieder weiter nach Weissenburg zu.

In dem Leben Dr. Martin Luthers nach Johann Mathesius lesen wir: „Da nun der römische Legat in Augsburg auf Luthers Schriften keine Antwort gab, ward allen Freunden dieses lange Stillschweigen verdächtig, also daß sie böse Anschläge befürchteten. Daher verschaffte ihm Dr. Staupitz ein Pferd; der Rath von Augsburg gab ihm einen alten Ausreiter zu, der die Wege wußte, und Herr Christoph Langenmantel half ihm des Nachts durch ein Pförtlein aus der Stadt. Da ritt er den ersten Tag acht Meilen, hernach etwas langsamer, und kam über Nürnberg glücklich nach Wittenberg."

Ist nun unser Mönch und Klosterbruder Dr. Martin Luther gewesen oder nicht? —

Der Schneider von Gastein.

In dem Wildbad Gastein giebt es gar viel Ungewöhnliches und Auffallendes, besonders für Leute, welche, wie wir, der Erzähler und sein Freund, aus dem Hügellande an der Altmühl und über die Flächen an dem Lech, der Isar und dem Baierischen Inn hinaufkommen.

Sobald unser Fuhrmann aus Salzburg den letzten Strang von dem Wagscheit an der Kutsche losgemacht hatte, liefen seine Gäule, die schon öfters in den Tauern gewesen waren, begierig von dem Wagen auf einen großen Trog mit stark dampfendem Wasser zu. Wir Fremdlinge fürchteten, die guten Thiere möchten sich das Maul verbrennen; aber sie schlürften behaglich und in langen Zügen, wie die nordischen Seeleute, die noch zu keinem Mäßigkeits-Verein gehören, ihren dampfenden Grog. — Es ergießen sich nämlich ganz nahe nebeneinander zwei Brunnen-Röhren, von denen die eine aus einer kalten und die andere aus einer heißen Quelle gespeist wird. Diese füllen den Tränktrog mit einer Mischung, welche für diese Klasse von Trinkern so lieblich und lockend sein

mag, als für den britischen Seemann seine eben erwähnte Mixtur aus heißem Wasser, Zucker und Rum.

Schon über eine Stunde vorher, auf dem steilen und zum Theil einer Felsenwand abgerungenen Wege von Lend herauf, wo wir mit ihm neben und hinter dem Wagen hergingen, hatte der Fuhrmann die kalten und heißen, nahe nebeneinander hervorsprudelnden, Quellen von Gastein zum Gegenstande der Unterhaltung gemacht. Das Wasser, sagte er, das man aus einer kalten Quelle nehme und in einem Topf an das Feuer stelle, fange weit eher an zu sieden, als Wasser aus einer heißen Quelle geschöpft und unmittelbar darauf an das Feuer gesetzt, während dagegen das siedende Wasser aus der kalten Quelle weit eher wieder erkaltet, als das andere Wasser, das aus dem heißen Born geschöpft und nicht siedend gemacht werde. Das Letztere wurde uns auch durch die eigene Erfahrung bestätigt. Denn das Bad, das wir am Montag Morgens um sechs Uhr nehmen wollten, wurde am Sonntag Abends eingelassen, und war, als wir hineinstiegen, noch so warm, daß wir es eine Stunde später genommen haben würden, wenn unsere Abreise noch so lange hätte aufgeschoben werden können. — Unsere Arme, die wir, im Wasser sitzend, unter den Bademänteln hervorstreckten, und etwas tief unter das Wasser hielten, erschienen, durch dieses Medium betrachtet, als wären sie aus dem feinsten Carrarischen Marmor gebildet, während sie diesen Schein der Verklärung nicht hatten, wenn

wir sie einen Augenblick darauf außer dem Wasser besahen.

Nach Hofgastein, wohin das Heilwasser seit einigen Jahren aus Badgastein in hölzernen Röhren geleitet wird, die über der Erde liegen, hat es über eine Stunde zu laufen, und kommt doch an dem ersteren Orte noch warm genug an. Aber die eigentliche, in dem Wasser liegende Heilkraft, der auf die Nerven so mächtig wirkende, aber weder in das Auge, noch in die Nase oder auf den Gaumen fallende Aether, der bisher den Chemikern so wenig Stich gehalten hat, als die menschliche Seele den Anatomen, möchte doch noch weit flüchtiger sein, als die darin enthaltene Wärme. Und in dieser Vermuthung würde es der Erzähler doch vorziehen, im Wildbad selbst, und so unmittelbar an den Quellen ihre heilende Kraft zu versuchen. Das Wasser steht zwar auch da, wie schon gesagt, in den gemeinschaftlichen Bädern vom Abend bis zum Morgen, aber in großen Massen, aus denen jener Geist gewiß nicht so schnell und in dem Grade entweichen kann, wie aus einem stundenlangen Wasserfaden von etwa zwei Zoll im Durchmesser.

Doch dem Reisegefährten, der unterwegs eine große Brieftasche voll schrieb, sei es überlassen, dieses merkwürdige Wasser noch ausführlicher zu beschreiben, und dann auch noch andere Dinge, welche das Wildbad und seine Umgegend auszeichnen, die unterirdischen Schwitzbäder, die tolle Gastein, das zitternde Schlafgemach in dem hölzernen Hause neben

dem Bärenfall, die besten aller Forellen und der Spiegelsaal ohne Spiegel. Ich will eine andere Merkwürdigkeit, welche diesem so wißbegierigen und sorgfältigen Sammler entgangen ist, behandeln, nämlich die wandernden Schneider in den Tauern, über welche ich während meines Aufenthalts in diesem Hochgebirge zuverlässige Nachrichten eingezogen habe.

In den Tauern hat es, so lange sie stehen, nie eine Mode gegeben. Die Römer brachten ihre Tunika mit herauf, und nahmen sie wieder mit zurück, die alten Germanen desgleichen, und die wackeren Gasteiner haben bei ihren Kleidern gewiß heute noch den nämlichen Schnitt, den schon die Familie Weitmoser von ihren Vorältern erbte. Wer sich daher als Schneider in den Tauern sein Stücklein Brod verdienen will, braucht nicht erst in Paris Magister zu werden. Hat er vollends ein Jahr in Salzburg als Altgeselle gearbeitet, so kann er auch seinen Pfarrherrn mit den nöthigen Kleidern versehen. Der Kleidermacher in diesen Bergwinkeln weiß nichts von der Mode, und kommt nicht aus der Mode, wie so viele seiner Collegen auf dem ebenen Lande. Auch braucht er keine Werkstätte. Mit einer guten Scheere und einem Dutzend Schwabacher Nadeln in der Tasche wandert er von Hof zu Hof und von Ort zu Ort, ißt und schläft bei seinen Kunden, bildet ein Glied ihrer Familien, bis er mit der Arbeit fertig ist, und setzt dann mit einigen verdienten Groschen im Beutel seinen Wanderstab weiter. Dieser Wanderstab ist von einem gewöhnlichen Stecken nur da-

durch verschieden, daß die Drittel und Viertel der Landeselle an demselben mit Einschnitten bezeichnet sind. Das Normalmaß dazu ist die erste beste Elle in einem Kramladen und der Stempel Treu und Glauben, wie sie noch in diesen Thälern gefunden werden.

Ist ein solcher wandernder Kleidermacher nicht mehr als ein bloßer Schneider in seinem Geschlecht, so führt er entweder grämlich und stumm seine Nadel, oder er kramt vor seinen Kunden die Neuigkeiten aus, die er da und dort, wahr oder falsch, am rechten oder unrechten Ende aufgeklaubt hat. Ist er aber mehr als ein bloßer Schneider, hat er ein von dem Geiste Gottes belehrtes und beseeltes Herz und Lippen, welche von diesem Geiste übergehen und aus dem Schatze mannichfacher Erfahrungen reden, dann ist er eine wahre Wohlthat in seinem Revier, für die Kinder ein Lehrer, für die erwachsene Jugend ein Prediger, für Männer und Frauen ein Berather und Tröster. Ja, wenn der Erzähler in einem Sprengel lebte, wo die einzelnen Höfe und Häuser so weit auseinander liegen, wie in dem Hochgebirge, und ein Seelenhirte wäre, und das Glück hätte, einen solchen werthen Mann unter seiner Heerde zu besitzen, er würde ihn als seinen Cooperator betrachten und dann und wann eine Weste oder ein Paar Beinkleider mehr machen lassen, als er eigentlich bedürfte, nur um ihn desto öfter und länger im Hause zu haben, wie der Teppichmacher Aquila in Corinth seinen Gesellen Paulus. — Uebrigens widmen sich diesem Handwerke

meistens nur schwächliche, junge Leute; die stärkeren gehen dem Viehe auf den Alpen, mehrentheils aber dem Verdienste in den Salinen und Bergwerken nach.

Indeß der Erzähler diese und andere Nachrichten über die wandernden Schneider in den Tauern von seinem Tischnachbar an der Wirthstafel einzog, legte sein Reisegefährte Messer und Gabel auf die Gräten einer Forelle zur Ruhe und ersuchte den Wirth, einen tüchtigen, starken und munteren Führer zu besorgen, der den folgenden Tag zwei Seelen mit ihrem Wanderbündlein nach Malnitz an der südlichen Abdachung des Hochgebirges bringen könnte.

Dieser Führer war am Morgen nach dem Bade beim Frühstück der Hauptgegenstand des Gesprächs. Man erwartete, — denn man war damals noch um zwanzig Jahre jünger, eitler und unerfahrener, als jetzt, — einen jungen, rüstigen Mann in dem vollen Costüme eines Bergjägers mit der Feder des Auerhuhns auf dem Hute, mit dem großen silbernen Kampfring am Finger und mit der Büchse am Schulterriemen, — eine von jenen Figuren, wie sie in dem Freischützen über die Bretter steigt, oder wie sie der Romanschreiber braucht, wenn er zum Erstaunen seiner Leser grimmige Bären oder wüthende Wölfe erlegen lassen will, die seinen fahrenden Damen in den Weg kommen.

Wie wurde aber die Erwartung getäuscht! Der Führer, welchen der Wirth besorgt hatte, saß schon, während das Frühstück genossen wurde, hinter dem großen Ofen des gemeinschaftlichen Gastzimmers, und

trat unter tiefen Verbeugungen hervor, als man, zum Aufbruch bereit, nach ihm fragte. Ein Männlein, an dem die Natur allenthalben so stiefmütterlich gespart hatte, als ängstlich der Schneider, von dem es mit Rock, Weste und Hosen überkleidet worden war. Die Haare dünn und glatt, die eingefallenen Wangen bleich und mit zwei rothen, hektischen Flecken bezeichnet. Eine von den dürren Händen hielt einen Hut mit breiter Krempe und die andere einen großen Tragkorb, in welchem neben dem besagten Wanderbündlein zur Noth der Träger selbst noch Platz gehabt hätte. Der tiefste Respekt schien das Männlein theils noch mehr zusammen zu drücken, und theils seine Glieder zu lösen. Vielleicht trug auch das Gespräch beim Frühstück das Seinige dazu bei. Denn er hatte es, ehe er von dem Wirthe vorgestellt wurde, hinter dem Ofen ganz mit anhören können.

„Den können wir nicht brauchen," sagte der Gefährte des Erzählers im ersten Zorn über den Wirth. „Wir haben einen starken Mann bestellt, der uns führe, nicht einen Patienten, den wir auf der Hälfte des Weges entweder liegen lassen oder tragen müssen. Die Tauern im Oktober sind keine Maulwurfshaufen, über die man auch ohne einen Schneider kommen könnte."

Bei diesen Worten des Reisegefährten beobachtete der Erzähler den Mann, über welchen sie ausgegossen wurden. Die Flecken auf seinen bleichen Wangen wurden etwas dunkler und größer, aber nicht viel. Und dieß war gut, ein Zeichen, daß der feurige Pfeil

seines Widersachers und Verächters zwar sein Herz getroffen, aber seine Galle unberührt gelassen hatte. Mit einer bewundernswerthen, nur den wahren Nachfolgern des HErrn eigenthümlichen Ruhe erwiderte er seinem Beleidiger: „Gnädiger Herr, versucht's halt mit mir. Unser Herr Gott hat schon schwächeren Leuten, als ich bin, über die Tauern hinübergeholfen."

„Sein Weib," fügte der Wirth hinzu, „ist schon lange krank und seine fünf Kinder haben nichts zu essen."

Dieser Grund beschwichtigte auch den Zorn und die ausgetretene Galle des Reisegefährten. — Lebensmittel auf drei Tage wurden sorgfältig in den Tragkorb des Führers gepackt, und dann brachen wir auf. Der Freund ging immer weit voran. Denn er wollte auf diesem Wege keine Menschen, am wenigsten den Schneider plaudern, sondern nur die großen Werke Gottes reden hören, die Wasserfälle, den Morgenwind in den Steinklüften, die rollenden Steine in der Gastein und die wandernden Vögel. Er war ein Poet, und wollte zu seiner Zeit denen unten auf der Ebene in Reimen sagen, was er da oben vernommen hätte.

Der Erzähler für seinen Theil plauderte lieber mit einem christlichen, verständigen und vielerfahrnen Manne, als welchen sich der Führer immer mehr und mehr zu erkennen gab, der nun anfing, eine Kammer seines Herzens nach der andern aufzuschließen, als er vernommen hatte, daß auch der Erzähler zu Hause Weib und Kinder hätte, welche ihm mitunter viele Sorgen

und nicht wenig Arbeit machten. Er eröffnete unter andern Dingen, daß er einer von den wandernden Schneidern sei und daß er eigentlich Johannes Erzberger heiße, aber an der Gastein nur unter dem Namen Schnackenhans bekannt wäre, denn er sei schon als Knabe sehr mager und langbeinig, und unter seinen Jugendgenossen gewesen, wie eine Schnacke unter den breiten und runden Mistkäfern, mit Respekt zu vermelden.

Auf dem sogenannten Naßfelde, wo die schroffen Felswände an der Gastein rechts und links aufhören, eine enge Gasse zu bilden, und auf dem ein dicker in Staubregen sich auflösender Nebel lag, wartete der Reisegefährte an einer Sennhütte, welche er für diejenige hielt, in der nach einem von dem Wirthe am Morgen ertheilten Rathe Mittag gehalten und dann erst der Giebel der Tauern überstiegen werden sollte.

In dieser Sennhütte, welche dem Wirthe in Gastein selbst gehörte, aber schon vor etlichen Wochen mit dem Vieh verlassen worden war, schürten wir von dem noch vorräthigen Holz ein Feuer an und setzten uns um den Heerd. Der Führer würzte die Schnitten von einer Kalbskeule, indem er so manche von den Erfahrungen mittheilte, die er als wandernder Schneider in reichen und armen, christlichen und unchristlichen Familien gemacht hatte. Er war nun angenehmer und willkommener, als der erste Gemsjäger in den Tauern, der höchstens von überstandenen Gefahren und erlegtem Wild hätte erzählen können.

Unter andern theilte er folgende Thatsache mit, als ihn der Reisegefährte nach den Erscheinungen des Aberglaubens in dem Hochgebirge gefragt hatte.

„Im vorigen Jahre am Stachustage — am 20. September wollte er sagen — ging ich nach Hofgastein hinab, wo ich in dem Hause eines Bergmanns Kleider machen sollte. Das Haus des Bergmanns ist aber das äußerste des Marktfleckens rechts gegen den Berg und Wald zu. Einige hundert Schritte davon begegnete ich einem armen, alten und wackeren Weibe des Orts, deren Manne ich vor mehreren Jahren das Sterbhemde gemacht hatte. Der einzige Sohn dieser Frau, der als Knappe in dem Rathhausberg arbeitet, pflegt nur an Sonn- und Feier-Tagen zu seiner Mutter zu kommen, an den übrigen Tagen aber in meinem Hause zu Badgastein zu essen und zu schlafen. Deßwegen erwartete ich, meine Base werde mir, wie gewöhnlich, in den Weg treten und sich nach ihrem Joseph erkundigen. Aber sie eilte dießmal nur mit einem kurzen Gruß und ohne mich recht anzusehen, vorüber. Vielleicht, dachte ich, sind ihre triefenden Augen wieder so schlimm geworden, daß sie dich gar nicht erkannte. — Einige Augenblicke darauf, als ich ihr noch einmal nachsah, bemerkte ich überdieß, daß sie ohne das Kopftuch war, wie es bei uns in den Tauern von den Weibern und Mädchen immer getragen zu werden pflegt.“

„In dem Hause des Bergmanns, wohin ich zur Arbeit bestellt war, sprangen mir die Kinder, wie immer, freundlich, munter und fröhlich entgegen und

empfingen die schon längst verheißenen Heiligenbilder. Aber ihren Vater und noch mehr ihre Mutter fand ich sehr betrübt und niedergeschlagen. Denn ihre einzige, dreijährige Kuh, eine der schönsten und besten in der ganzen Heerde, geberdete sich schon seit einigen Tagen, als wäre sie von einem bösen Geiste besessen, fraß nichts und fiel sichtlich vom Fleisch. Der Fallmeister von Lend war zwei Tage zuvor dagewesen, aber auf seinen Trank waren die Anfälle der Patientin eher schlimmer als besser geworden, deßwegen hatte man einen andern Doktor gerufen, der den Grund des Uebels nicht in, sondern außer der Kuh suchte, und es mit Weihwasser und geweihten Kerzen zu bekämpfen versprach, wie mir die guten Leute im Stall erzählten, wohin sie mich sogleich von der Hausthüre aus geführt hatten, um mir den Gegenstand ihres Kummers und ihrer Betrübniß zu zeigen. Der Stall aber war ausgeräuchert und die Patientin darin reichlich mit Weihwasser besprengt worden."

„Den Wundermann selbst fand ich in der Stube. Er saß, ausruhend von seinen Beschwörungen und von seinem Kampfe mit den bösen Geistern, bei einer Speckseite und einem Glas Kirschwasser. Nachdem er der Gabe auf dem Teller und dem Geist in der Flasche so tapfer zugesetzt hatte, als eine Viertelstunde zuvor dem Geist in der Kuh, erhob er sich, steckte die eingepapierten Zwanziger, welche ihm der Bergmann reichte, zu sich und sagte, die Person, die es dem Bläß — so hieß die Kuh — angethan hätte, würde bald selbst kommen, und dann wüßten sie schon, was sie zu thun

hätten. Mit dieser Andeutung entfernte er sich und machte im Weggehen zu mehrerer Verständlichung mit seinem Stock einige Luftstreiche."

„Ich nahm nun meinem Kunden das Maß, sein Weib holte das Tuch, woraus der Rock geschnitten werden sollte, aus dem oberen Stock herab, und die Kinder pappten und klebten ihre Heiligenbilder an die schwitzenden Fenster. Aber kaum waren wir so, ein Jegliches in seiner Art, beiläufig eine halbe Stunde beschäftigt, als wieder hinten im Stall ein höllischer Spektal losging. Es lärmte, als wäre der von dem Wundermanne gebannte Unhold mit einem starken Sukkurs zurückgekommen. Wir liefen hinter, ich voran, der Bergmann mit seinem Weibe unter Bekreuzen und Beten mir nach. Die Kuh war wieder wie rasend, und zog ein weißes leinenes Tuch in ihrem Barn auf und ab, indem sie es dazwischen schüttelte, wie eine Hyäne den Sack, den man ihr vorgeworfen hat. Ich riß es ihr weg, und sie wurde nach einigen Minuten wieder so ruhig als zuvor. Daher ließen wir sie wieder allein und kehrten in die Stube zurück, um den Gegenstand ihrer Wuth näher zu betrachten. Es war ein Kopftuch von der feinsten Leinwand, wie es nur die allerreichsten Bräute oder Frauen zu tragen pflegen, und an dem einen Zipfel gezeichnet mit „Josepha Erzberger" dem Namen meiner Base, die mir, wie gesagt, kurz zuvor auf dem Weg in den Wald begegnet war. Gut, dachte ich bei mir selbst, indem ich es dem Bergmann in die Hand legen wollte, gut,

daß du nicht lesen kannst, sonst würde es der Josepha Erzberger schlimm ergehen."

„Der Bergmann berührte aber das geheimnißvolle Tuch gar nicht, sondern ließ es aus meiner Hand auf den Boden fallen, nahm meinen Stecken und schlug so eifrig darauf los, daß es bald auf den Ofen und bald unter den Tisch flog, zum großen Erstaunen und nicht geringer Ergötzlichkeit seiner Kinder, die ihren Vater noch nie in einer so sonderbaren Arbeit und Bemühung gesehen hatten."

„Inzwischen dachte die Hausfrau an das Wichtigste. Sie füllte einen großen alten Topf mit glühenden Kohlen aus dem Ofen, holte den Weihrauch, welchen der Wundermann zurückgelassen hatte, aus der Kammer, und begab sich damit in die Stube. Der Topf wurde auf einen Schemel gestellt und das Rauchwerk hineingeworfen. Der Vater hielt mit meinem Stecken das Kopftuch darüber, und seine beiden Buben bliesen in die Gluth. Sie machten ihre Sache so gut, daß der Gegenstand der Räucherung auf einmal Feuer fing, von dem Stecken in den Hafen fiel, und allda jämmerlich verbrannte. Seht da, sagte der Vater, wie jetzt die Funken in dem verbrannten Fetzen herumlaufen, so läuft es brennend in den Gliedern des bösen Weibes herum, das Euren Bläß krank gemacht hat. Und gebt nur Acht, Buben, über ein Kleines wird sie selbst kommen, und dann schlagt nur aus Leibeskräften auf sie los."

„Eine schöne Lection für Christenkinder! dachte ich in meinem Sinn. Dagegen sagen durfte ich aber

nichts. Es wäre vergeblich gewesen und so viel, als riefe man der rasenden Gastein zu, sie möchte doch nicht so unsinnig und toll sein."

„Als von dem Kopftuche nichts mehr übrig war, als einige von dem Kohlendampf bewegte graue Fetzen, öffnete die Hausfrau die Fenster, um die Rauchwolken hinauszulassen. Dabei glaubte sie hinten an dem Stallfenster, das man wegen eines davor stehenden Ahornbaums nicht sehen konnte, ein verdächtiges Geräusch zu hören. Der Gedanke, das böse, feindselige Wesen werde nun in sichtbarer Gestalt erscheinen, lag am nächsten, und so nahm man denn auch besondere Maßregeln. Der älteste Knabe mußte sich an das Stubenfenster auf die Lauer stellen, der Bergmann schlich sich durch die vordere Thüre um das Haus herum, die Hausfrau ging mit mir geradenwegs in den Stall."

„Da angekommen sahen wir wirklich, wie ein langer magerer Arm, der einem alten Weibe angehören mußte, durch die etwas hoch angebrachte Fensteröffnung des Stalles hineinreichte, und, mit den dürren Fingern auf dem Sims herumtastend, nach Etwas suchte, aber auch, ehe wir beide den Muth faßten, näher hinzuzutreten, unter einem gellenden Schrei verschwand."

„Von einem großen Schrecken gejagt, verließen wir über Hals und Kopf den Stall und begegneten auf der Tenne dem Hausvater, der ein altes Weib mit fliegenden, grauen Haaren von hinten um die Mitte des Leibes gepackt hatte, und durch die Thüre

herein auf die Wohnstube zu trug. Es war meine Base Erzberger, wie ich sie am Morgen in den Wald hatte hinaufgehen sehen. Aber meine Kunden fragten nichts nach der Verwandtschaft. Der Bergmann langte wieder nach meinem Stecken, sein Weib nach dem leeren Rocken, und die Knaben krochen unter den Ofen nach Holzscheiten, um damit der erhaltenen Weisung gemäß auch ein Scherflein beizutragen. Und jetzt wäre es gewiß um das Leben oder wenigstens um die gesunden Gebeine meiner Base geschehen gewesen, wenn ich ihr nicht auf die Gefahr hin, in diesem Hause meine Kundschaft zu verlieren, Luft gemacht hätte. Ich warf mich aber dem Bergmann in den Arm, meine Base befreite sich von ihrer Gegnerin durch einen kräftigen Griff ins Gesicht, überrannte den ältesten Knaben, der mit einem Holzscheit angerückt kam, und gewann so das Freie."

„Der Zorn der guten Leute, denen durch meine Dazwischenkunft der Gegenstand der Rache entrückt wurde, ergoß sich nun in manchen bitteren Vorwürfen und bösen Anspielungen über mich. Es fehlte gewiß nicht viel, so hätte mir die Hausfrau ins Angesicht gesagt, ich sei auch ein Bundesgenosse von den teuflischen Wesen, welche die Ställe, die Milchkammern und Kinderstuben der Hausmütter zu ihren Tummelplätzen wählten. Der Bergmann ließ nicht undeutlich merken, ich möchte auch der ehrenwerthen Sippschaft angehören, welcher der Schlot doch immer noch offen bleibe, wenn auch alle Thüren und Fenster sowohl mit Riegeln als auch mit Segenssprüchen und

Kreuzen verwahrt wären. Ich aber antwortete auf Tausend nicht Eins, und krümmte bei meiner Arbeit den Rücken noch mehr, damit die Herzensergüsse der guten Leute desto schneller abliefen. So legten sich den Tag über die hohen Wellen immer mehr und mehr, besonders da man an dem Bläß im Stalle unverkennbare Zeichen der Besserung wahrnahm. Die Milch, welche die Kuh Abends gab, war fast ganz so gut und reichlich, wie vor ihrer Krankheit."

„Als es um sechs Uhr zu dämmern anfing, legte ich meine halbfertige Arbeit zusammen, aß das Abendbrod, welches mir die Hauswirthin vorgesetzt hatte, und begab mich dann zu meiner Base, unter deren Dache ich immer mein Nachtquartier hatte, wenn ich in Hofgastein arbeitete. Die gute Frau hatte mit dem Füttern und Melken ihrer Geisen das Tagewerk vollendet, und setzte sich zu mir in die Stube. Mein erstes Wort an sie war, daß sie mir doch sagen und erklären möchte, wie sie in die gewaltigen Arme des Bergknappen Toni Scheitberger gefallen und unter den Rocken seines Weibes gekommen sei."

„Das ist bald gesagt, antwortete meine Base. Seht, Vetter, gestern war es Quatember, wie Ihr wißt, und als ich meine Kleider zum Kirchgang aus der Truhe nahm, fiel mir das Tuch in die Hand, das ich seit meinem Hochzeittage gespart und nimmer auf den Kopf gebracht hatte. Ich bekam es von meiner seligen Mutter, und diese hatte es von ihrer Großmutter geerbt, und man wollte wissen, daß es von einer vornehmen, aber herabgekommenen Frau her-

rühre. Denn ehe meine Großmutter ihren Namen „Josepha Erzberger" hineinnähen ließ, stand „Johanna Weitmoser" darauf gezeichnet. Wer weiß, dachte ich, als ich das schöne Tuch in der Hand hatte, du hast keine Tochter, wer weiß, wem einmal nach dir das gute Stück zu Theil wird. Du kannst es ja vor deinem Tode noch etliche Male tragen. Und somit habe ich es zum Kirchgang aufgehabt. Nach demselben hatte ich sogleich mit meinen Geisen viel zu schaffen, und legte es daher nicht alsbald wieder hinauf in die Truhe, sondern hängte es an den hölzernen Nagel dort neben mein Alltagsgewand. Heute früh, als es noch nicht ganz Tag war, zog ich mich in aller Eile an, nahm meinen Laubsack und ging dem Walde zu, um für meine Geisen Streu zu holen. Denn die Lerchenbäume lassen schon, wie Ihr wißt, die Nadeln fallen. Erst unterwegs merkte ich, daß ich in der Eile mein schönes Tuch über den Kopf gethan hatte. Umkehren und ein anderes holen wollte ich nicht, aber auch das schöne Stück nicht mit dem Laubsack verderben, den ich heimwärts auf dem Kopf tragen mußte. Darum nahm ich es herunter, legte es sorgfältig zusammen und steckte es bei dem Toni in das Stallfenster. Als ich Euch darauf begegnete, schämte ich mich freilich sehr wegen meines bloßen Kopfes. — Auf dem Rückweg aus dem Walde wollte ich mein Tuch wieder mitnehmen. Aber es lag nicht mehr auf dem Sims, und als ich darnach herumtappte, so weit ich reichen konnte, nahm mich der grobe Toni unversehens von hinten um den Leib und trug mich in seine Stube.

Ihr aber, Vetter, Ihr seid gerade im Hause gewesen, und könnt mir vielleicht sagen, warum der Toni so ungeschlacht mit mir umgegangen ist, als wäre ich eine Hexe.“

„Ihr habt es selbst gesagt, antwortete ich meiner Schwägerin. Dem Toni wurde sein Bläß krank, und der Salzpeter von Böckstein, der diesen Morgen etwas brauchte, sagte zu ihm, die erste Weibsperson, die nach ihm kommen würde, sei die Thäterin. Nun hatte aber einige Augenblicke zuvor, ehe Ihr an das Fenster kamt, der Bläß in seiner Tollheit Euer Kopftuch von dem Sims genommen und in dem Barn herumgezogen. Da war es denn kein Wunder, daß Euch der Toni für die Rechte hielt und Euch mit meinem Stecken den unsaubern Geist austreiben wollte. Mir habt Ihr es zu danken, daß Euch die Rippen im Leibe noch ganz sind.“

„Unter diesen Worten wurde meine Base todtenbleich bis in den Mund, und sah mich starr an. Denn man glaubte ja nun von ihr das Schrecklichste, was man einem Weibe in den Tauern nachsagen kann. Sie wußte wohl, daß nun ihr guter Ruf eben so wenig mehr hergestellt werden könnte, als ihr verbranntes Kopftuch, und daß eine Klage vor Gericht das Uebel nur noch ärger machen würde. Sie verbarg sich von nun an mit ihrem Kummer in ihrer Hütte, wagte sich nicht mehr in die Kirche und starb einige Monate darauf, — ein zerstoßenes Rohr und in der Hoffnung, daß der Herr droben ihre Unschuld an das Licht bringen werde.“

„Gut, daß nun die Geschichte mit Erde bedeckt und Gras darüber gewachsen ist, und ein Glück, daß der hinterlassene einzige Sohn meiner Schwägerin leidend ist. Sonst hätte es Mord und Todtschlag gegeben. Denn Feindschaften, die aus solchen Händeln und Geschichten entspringen, sind in den Tauern unversöhnbar und dauern ewig. Sie erben von den Vätern auf Kinder und Kindeskinder.

„Es ist bei uns an der Altmühl auch nicht anders," versetzte der Freund des Erzählers, und schaute dabei durch die offene Thüre der Sennhütte in den grauen Nebel hinaus. „Aber der heutige Tag dauert nicht ewig," fuhr er fort, „und ich meine daher, es sei hohe Zeit aufzubrechen und weiter zu gehen."

Wir an dem Heerde folgten der dringenden Erinnerung des Freundes, löschten das Feuer aus, sammelten die übrigen Brocken von dem gehaltenen Mahle und brachen eilig auf. Der Nebel, in welchen wir aus der Sennhütte traten, war so dicht, daß wir keinen Gegenstand sehen konnten, der über drei Schritte von uns entfernt war. Die Wildbäche hörten wir von allen Seiten her rauschen, aber ihre gewaltigen Sprünge über die Felsenwände sahen wir nicht. Die Grüße, welche, vielleicht nur wenige Klafter über uns, die wandernden Zugvögel unter einander wechselten, hörten wir, und es wurde uns dabei sonderbar zu Muthe; aber die fliegenden Pilgrimme selbst sahen wir nicht. Von der ganzen Herrlichkeit der langen Tauernkette sollten wir in jenen Stunden nichts schauen, als immer nur einen Platz

von wenigen Quadratschuhen, worauf wir standen oder gingen. Die Schneeballen, die wir in das Graue hineinwarfen, verschwanden fast unmittelbar vor unserer Hand, während wir bei heiterem Wetter ihrem Bogenflug über Felsentrümmer, Alpenrosen und Zwergföhren lange hätten nachsehen können.

Eine halbe Stunde hinter der Sennhütte ging es auf einmal steil aufwärts. An einen betretenen Weg, dem wir hätten folgen können, war nicht mehr zu denken. Unser Führer schien sich mehr nach den Furchen zu richten, welche das herabrinnende Schneewasser in die nackten Seiten des Bergs gezogen hatte. Theilweise mußten wir, weil nicht auszuweichen war, in diesen Furchen selbst aufwärts klimmen, was sehr ermüdete, uns junge Männer aus dem Altmühlthale jedoch sichtbar mehr, als unsern Mann von der Nadel. Wir hatten gleich anfangs beim Antritt unseres Weges zu viel unnöthige Schritte und Sprünge gemacht, während unser Führer die für Fußgänger und Tagelöhner so ersprießliche Kunst übte, mit den frischen Kräften hauszuhalten.

So kamen wir auf die Scheideck der Bergkette, auf welcher die Gränze zwischen Salzburg und Kärnthen hinläuft. Auf dieser Gränze und an dem Wege, den wir kamen, stand ein hohes und massives Kreuz von Eichenholz. Es schien noch nicht lange hier zu stehen. Denn seine Kanten waren noch ganz scharf und seine glatt gehobelten Seiten nur unbedeutend verwittert. Die nördlichen Flächen waren der Nässe wegen ganz dunkel, die gegen Süden aber mit einem

dichten weißen Email überzogen. Der Wind, der diesen Nachmittag aus jener Himmelsgegend blies, hatte die großen und nassen Schneeflocken so kräftig an das Kreuz geworfen, daß sie hängen geblieben waren und, als wir vorübergingen, noch einen dichten und durch die Kanten des heiligen Denkzeichens scharf begränzten Ueberzug bildeten.

„Ei," sagte da der Erzähler zu seinem Reisegefährten, „welch ein Unterschied zwischen den zwei Hauptseiten dieses Kreuzes! Ist es nicht, als wenn die dunkle dem Charfreitag und die andere dem Osterfeste angehörte?"

„Ja, mein Herr," sagte der Führer, der mit dem Erzähler stehen geblieben war, „dieses Kreuz hat überhaupt zwei sehr verschiedene Seiten. Wenn ich im Lande zu gebieten hätte, so würde ich an die Seite, welche nach Kärnthen hinunterschaut, schreiben lassen: „Herr, so du willst, kannst du mich gesund machen." Denn die Gichtbrüchigen, die aus dem Kärnthner Lande oder noch weiter her auf diesem Wege nach Gastein getragen werden, pflegen sich auf dieser Seite des Kreuzes noch einmal niedersetzen zu lassen und zu beten, ehe es über die Scheideck weg und den Berg hinunter geht, über die sie oft gar nicht mehr zurückkommen, oder, was noch schlimmer ist, ohne Hoffnung auf Besserwerden. Diejenigen Leute aber, welche aus dem Bade ihre wiedergeschenkte Gesundheit, oder die Hoffnung bringen, bald zu genesen, pflegen auf jener Seite niederzufallen, wie der Aussätzige vor dem Herrn, und zu danken. Da-

rum würde ich auf die Gasteiner Seite die Ueberschrift schreiben lassen: „Opfere Gott Dank, und bezahle dem Höchsten deine Gelübde. Siehe zu, du bist gesund geworden; sündige hinfort nicht mehr, daß dir nicht etwas Aergeres widerfahre."

„Ich war einmal dabei, als zu gleicher Zeit zwei Personen an dem Kreuze knieeten. Die eine auf dieser und die andere auf jener Seite, beide in einer und ebenderselben Angelegenheit, die eine, um zu danken, und die andere um zu bitten. — Die Sache ging aber so her."

„Es können jetzt zwölf Jahre oder darüber sein, als ich von daheim nach Malnitz hinüberging, um Arbeit zu suchen, mit dem Glaser von Hofgastein, zu dem man auch nicht geht, sondern wartet, bis er, seine Butten auf dem Rücken, kommt, an das Fenster klopft und fragt, ob Alles noch ganz sei. So kam ich auch in ein Haus, wo man aber nicht des Schneiders, sondern des Arztes bedurfte. Denn die Hausfrau lag in großen Schmerzen auf ihrem Bette und von der Gicht an den Händen und Füßen gelähmt. Sie hatte schon viel erlitten von Aerzten, von studirten und unstudirten, und es half ihr nichts, sondern vielmehr ward es immer ärger mit ihr. Essen und Trinken mußte man ihr reichen, wie einem Kinde, dem die Hände in das Wickelkissen gebunden sind. Die Thränen, die sie vergoß, konnte sie nicht abwischen, so wenig als der Weinstock, wenn er beschnitten und angebunden ist. Die Fliegen mußte sie in ihrem Gesichte sitzen lassen, bis eine fremde Hand

oder die Nacht kamen und sie verscheuchten. Denn auch ihr Nacken war so steif, als hätte der Hochmuthsteufel darin seine Residenz aufgeschlagen."

„An einem solchen Schmerzenslager wird Jedermann zum Doktor. Ich rieth der Patientin, unser Bad in Gastein zu brauchen, das schon gar vielen geholfen habe, und das Heilwasser zu versuchen, vorausgesetzt, daß ihre Brust nicht schwach und angegriffen, sondern gut und stark sei."

„Ihre Brust," erwiderte das kranke Weib, „sei so gesund und gut, wie die Brust der Fischotter, die ein Vaterunser lang unter dem Wasser bleibe. Aber sie sitze am Teiche Bethesda, und habe und wisse keinen Menschen, der sie hineintrage. Ihr Mann sei als Senn oben auf der Alpe des Klosters, und könne nicht weg, und könnte er es, so vermöchten es doch zwei Arme allein nicht, sie über die Tauern zu tragen. Und wer besorge ihr Haushalten die drei oder vier Wochen, die sie im Wildbad zubringen müßte? Und — —"

„Kurz, wie es beladene Herzen im Gebrauch haben, die arme Frau hätte sich gewiß noch lange damit geplagt, Alles aufzuzählen, was sie nicht fortlasse. Aber ihr Töchterlein, welches ihr zu Füßen an der Bettstelle stand, that ihr Einhalt und sprach: „Mutter, sagt doch nicht, daß Ihr nicht fort könnt. Verlaßt Euch auf mich, ich will das Haushalten führen. So lange Ihr gesund waret, bin ich wohl mit den andern Dirnen lieber hinter den Ziegen hergegangen an den Zäunen und unter den Büschen;

seitdem Ihr aber danieder liegt, hab' ich Alles gethan nach Eurem Wort und so viel gelernt, daß ich weiß, was ich zu schaffen habe vom Morgen bis zum Abend und vom Sonntag die ganze Woche durch. Und der Vater hat mir erst gestern gezeigt, was ich zu thun habe, wenn die Immen schwärmen. Und was man nicht weiß, habt Ihr oft gesagt, heißt der Herr Die, welche guten Willens sind und ihn anrufen."

„Und bei mir in meinem Hause, liebe Frau, sagte ich, einen Büchsenschuß oder zwei vom Wildbad, könntet Ihr bleiben, bis der Herr zu Euch sagen wird: „Stehe auf, nimm dein Bette, und gehe heim!" Ich verlange nichts dafür, als daß Ihr meiner kleinen Elsbeth dann und wann etwas erzählt, wenn sie Euch die Fliegen wehrt. Ueber die Tauern werdet Ihr bald sein. Vorgestern schneiderte ich bei dem Walther am Gsteig. Zu dem kamen noch fünf andere Männer, jünger als er, und verabredeten mit ihm, an Medardi nach Hofgastein zu der Mutter Gottes zu wallfahrten, weil sie, wie Ihr wißt, vor einigen Wochen einer großen Gefahr entronnen sind. Zu diesen Leuten will ich jetzt sogleich gehen und sagen: Männer, tragt nicht den Rosenkranz allein über die Tauern, sondern macht es, wie die Leute in Capernaum. Nehmt Euch eine Bahre dazu, und tragt die gichtbrüchige Staudacherin hinüber in das Wildbad zu mir. Dieß wird Euch, wenn Ihr es um Gottes willen thut, besser sein, als wenn Ihr Euren Odem allein auf viel Vaterunser und Ave Maria verwendet."

„Der Staudacherin ließ ich nicht Zeit, nein zu

sagen, die sechs Männer unterzogen sich dem guten Werk mit Freuden, und so waren wir schon am Medardi-Morgen an dem Kreuz auf der Scheideck. Wir verrichteten darunter unsere Andacht auf den Knieen. Die Patientin lag daneben, in Decken eingewickelt und zusammengekrümmt, wie ein Schaaf, welches zur Schur gebunden ist. Mittags gelangten wir an meine Hütte. Die Malnitzer ließen die Gichtbrüchige sammt der Bahr an meiner Hausthüre stehen, und gingen dann ihres Weges weiter hinunter."

„Mein Weib nahm sich nun der Patientin schwesterlich an und trug sie jeden Morgen auf ihrem Rücken in das Wildbad und wieder zurück. Aber es schien mit der Kranken eher schlimmer, als besser zu werden, und ein starker Haut-Ausschlag, der sich bald zu der Gicht gesellte, vermehrte die Zahl ihrer Schmerzen. Als daher nach drei Wochen ihr Töchterlein kam, sich nach der Mutter umzusehen, während eine Nachbarin in Malnitz das verlassene Haus hütete, begehrte sie mit Thränen großer Sehnsucht wieder heimgetragen zu werden, damit sie auf ihrem Bette sterben und in der Erde ihrer Heimath ruhen könnte. Aber da trat ich kräftig und streng dazwischen und sagte zur Tochter: „Du, Christel, gehst wieder heim, und kommst nicht eher wieder, als bis ich es Dir sagen lasse. Du brauchst Deiner Mutter das Herz nicht noch schwerer zu machen." Und zu der Andern sagte ich: „Ihr aber, Staudacherin, bleibt, wo Ihr seid. Ich meine, Ihr habt Euch bisher ein wenig zu viel auf das Wasser verlassen. Aber Wasser

thuts nicht allein. Verlaßt Euch nur von nun an ganz und allein auf den Herrn, und Er wird's wohl machen."

„Das Töchterlein versprach darauf, nimmer zu kommen, bis man es rufe, und kehrte im Mondschein über die Tauern zurück. Die Mutter machte dann wieder wie zuvor auf dem Rücken meines Weibes alle Tage den Weg in das Wildbad, und zwar bald mit sichtbarem Erfolg. Zuerst wurde ihr Gemüth ruhig, heiter, ja fröhlich, als wollte der Heiland die Cur von innen heraus anfangen, wie bei dem Gichtbrüchigen, dem er zurief: „Sei getrost, mein Sohn, Deine Sünden sind Dir vergeben!" Dann kehrte der Schlaf zurück, und, als sie eines Morgens aufwachte, konnte sie ihre Finger, die lange gekrümmt waren, wie die Krallen des Raben, wenn er auf einem Zweige sitzt, wieder strecken und zum Gebete in einander legen. Einige Tage darauf konnte sie sich plötzlich wieder auf ihre Füße stellen zum großen Erstaunen der Leute, die mit ihr in dem gemeinschaftlichen Bade waren. Später legte sie den Weg von meinem Hause in das Bad an Krücken zurück. Zuletzt brauchte sie auch nicht mehr mein Weib zum An- und Ausziehen des Bademantels. Sie war wieder ganz gesund, wieder jung und verneut, wie ein Adler durch die Federung, ein Wunder in den Augen Aller, die sie vor zwei Monaten gesehen hatten, und sie nun sahen."

„Zu jener Zeit befand sich in dem Wildbad ein Graf aus Bayern, ein leutseliger Herr. Der war

zum fünfzigsten Mal nach Gastein gekommen, und wir wollten ihn nicht wieder fortlassen, ohne mit ihm ein Jubiläum gefeiert zu haben. Wer an den Bergen umher wohnte, von denen man nach Gastein hineinschauen kann, zündete am Abend vor dem Feste große Scheiterhaufen an. Am Morgen darauf wurde ein feierlicher Kirchgang gehalten. Zuerst kamen die Bergknappen und bliesen einen Marsch; dann kam der Schulmeister mit seinen Kindern und sang das Tedeum dazwischen; hinter diesen gingen die geistlichen Herren alle von Lend bis nach Böckstein; darauf folgte der Graf. Vor ihm trug ein Ministrant auf einem blauen Kissen die schwere, silberne Grafenkrone, die er in München hatte machen lassen, damit er sie auf dem Altare unserer Kirche niederlege und so auch Gott die Ehre gebe, der ihm fünfzig Mal das Bad an Leib und Seele gesegnet hatte, hinter dem Grafen gingen fast alle Männer des Thals Paar und Paar. Hinter ihnen trug man eine Bahre, wie man sie in der umliegenden Gegend hat, um die Siechen über die Berge in das Wildbad zu tragen. Es war dieselbe, auf der wir drei Monate zuvor die Staudacherin aus Malnitz herübergebracht hatten. Sie war für den Festtag mit Bändern geschmückt und wurde von vier Knaben getragen. Denn sie sollte in der Kirche zerlegt und dann neben dem Altar zum Gedächtniß aufbewahrt werden. Die Frau selbst, an der sich die Hilfe des Herrn so verherrlicht hatte, ging hinter der Bahre, geführt von zwei Töchtern des Grafen und in einem langen Zuge von Weibern

begleitet. Das Tuch, welches sie auf ihrem Kopfe trug, hatten die Gräfinnen mit eigener Hand genäht, und die neuen Kleider, welche sie anhatte, waren aus dem Gemeinde-Säckel angeschafft worden. — Nach dem Gottesdienste wurden die ärmern Badgäste von dem Grafen im Wirthshause gespeist. Die Staudacherin saß oben an, und vor ihr stand eine zinnerne Schüssel, in welche für sie legte, wer einen Zwanziger oder Thaler übrig hatte. Aber sie behielt nur den Doppeldukaten mit dem Lamme Gottes, den der Graf eingelegt hatte, und vertheilte das Uebrige unter die, welche mit ihr zu Tische saßen."

„Ich fürchtete, die gute Frau möchte durch das große Getümmel um sie herum, durch die vielen Wohlthaten, womit man sie überhäufte, und unter der großen Ehre, die man ihr anthat, von Neuem krank werden. Aber es bewährte sich auch an ihr, daß eine Seele, die, wie die ihrige, in Gott ruht, weder von der Freude noch von dem Leid zu sehr angerührt und bewegt wird."

„Nach dem Freudenfeste, meinte ich, sollte die Frau noch einen Tag unter meinem Dache ruhen; aber sie wollte nicht. Von dem Feste nach Hause gekommen, packte sie ihre wenigen Habseligkeiten in ein Bündlein und ging zeitig zu Bette. Früh um zwei Uhr trat sie mit mir den Rückzug an, frisch und munter, wie eine Gemse, wenn sie im Morgenthau von den Matten in die Schroffen zurückkehrt. Das letzte Viertel des Mondes stand am Himmel. Um die siebente Stunde waren wir schon am Kreuze."

„Vor demselben gegen Kärnthen zu lag schon eine andere Person, die mit ihrem Gesicht fast die Erde berührte, und unter viel Seufzen und Schluchzen betete. Sie schaute nicht nach uns auf, als wir herankamen, und wir störten sie nicht, sondern knieeten auf der andern Seite zum Gebet nieder."

„Während wir noch beteten, stand die andere Person auf, und grüßte, als sie an uns vorüberging, nach unserer guten Landesweise mit den Worten: „Gelobt sei Jesus Christ!" und ich antwortete: „In Ewigkeit. Amen!" Die Staudacherin aber fuhr, als wäre sie vom Himmel herab gegrüßt worden, in die Höhe, und die beiden Weibspersonen standen einander wie Salzsäulen gegenüber. Als sie wieder lebendig wurden, rief es von der einen Seite: „Bist Du's, Christel?" und von der andern: „Seid denn Ihr's, Mutter?" Und die Freude war unbeschreiblich."

„Die Tochter hatte lange meinem Befehl gehorcht, und war daheim geblieben, um nicht wieder durch einen Besuch ihrer Mutter das Herz schwer zu machen. Aber als eine Woche um die andere verging, ohne daß ihre Mutter kam oder etwas von sich hören ließ, wurde ihre Angst immer größer und war zuletzt nicht mehr zu ertragen. Sie sah in ihren Träumen die Mutter im Sarge liegen, sie sah, wie der Priester ihr Grab mit dem Weihwedel besprengte, und konnte diese Träume den ganzen Tag über nicht mehr aus dem Kopf bringen. Deswegen übergab sie eines Abends das Haushalten der Nachbarin, und machte sich, früh,

da es noch finster war, auf den Weg. Am Kreuze auf der Scheideck kam sie mit der Mutter zusammen."

„Der Morgen war lieblich. Wir setzten uns unfern von dem Kreuze unter einen Felsen, der die Sonnenstrahlen zuließ und dem frischen Wehen des Ostwindes den Zugang wehrte, und erquickten uns mit einigen Brosamen von dem gestrigen Male. Christel berichtete dabei der Mutter, es stehe im Hause Alles wohl. Aus den sechs Bienenstöcken des Vaters wären indeß zwölf geworden, und hinter jeder Geis liefen zwei Zicklein zur Weide, und der geistliche Herr habe ihr jede Woche etliche Male etwas von seinem Tische geschickt. — Nach diesem Bericht nahm die Mutter den Doppeldukaten mit dem Lamme Gottes, durch welchen sie ein Loch gebohrt und ein grünes Schnürlein gezogen hatte, und hing ihn der guten Christel um den Hals."

So erzählte der Schneider von Gastein, aber nicht in Einem Stück, sondern mit vielen Unterbrechungen, so daß ich seinen Bericht an meinem Schreibtische aus vielen Bruchstücken erst wieder zusammensetzen mußte, wie eine zerbrochene Tasse, welche man kitten will. Denn als wir auf unserem Wege nach Malnitz die Scheideck der Tauernkette überstiegen und das Kreuz auf der Gränze zwischen Salzburg und Kärnthen im Rücken hatten, fing das Unwetter an fast unerträglich zu werden. Die Windstöße von Süden her wurden immer heftiger und anhaltender, der Schnee fiel wie Nadelspitzen in die Augen und benahm jede Umsicht. Wir durften zwar nur immer

bergab gehen, um unserem Ziele näher zu kommen; aber der Schnee ging schon fast allenthalben über die Knie, an manchen Stellen war er so aufgehäuft, daß wir Umwege nehmen mußten. Alle Tiefen und Löcher waren mit Schnee bedeckt, wie Wolfsgruben mit Laub, und wir mußten bald in Entfernungen von mehreren Schritten hintereinander gehen, damit die Andern zu Hilfe kommen konnten, wenn einer eingesunken war.

Die Mattigkeit und Erschlaffung des Leibes und der Seele, welche mit dem längeren Waten im tiefen Schnee verbunden sind, stellten sich bald ein. Wir schwitzten nicht mehr, wie beim Erklimmen des nördlichen Abhangs der Tauernkette, unser Blut konnte keinen Schweiß mehr abgeben, eine trockene, höchst unangenehme Fieberhitze war an seine Stelle getreten. Wir, nämlich der Erzähler und sein Reisegefährte, wir hatten große Lust, uns in den Schnee zu legen. Denn wir machten in jenen Augenblicken an uns selbst die Erfahrung, wie im Winter zwischen dem müden Wanderer und seinem Grabe nur ein kleiner Schritt ist, den zu thun es keine Ueberwindung kostet, sondern der so leicht gethan wird, als wenn ein Schlaftrunkener von dem Stuhl, auf dem er sich entkleidet hat, in ein weiches Federbett steigt. Aber unser Führer, zwar schwächeren Leibes aber stärkeren Geistes, denn wir, ließ die starke Versuchung nicht über uns Herr werden. Er führte uns unter vielfachen Ermunterungen von einem Schneewall zum andern, wie ein tapferer Offizier seine stürmenden Soldaten von Schanze zu Schanze. Wir müßten,

sagte er unter anderm, doch bald an den Heuschuppen des Wirths von Malnitz kommen, hätten wir diesen erreicht, so wären wir geborgen. Der Speicher liege an einem Wasserfall, und wir möchten nur von Zeit zu Zeit horchen, ob wir nicht das Rauschen desselben hörten. Er selbst habe kein scharfes Ohr.

Wirklich hörten wir auch bald, als wir unsere Aufmerksamkeit darauf gerichtet hatten, ein Rauschen, welches gleichmäßig anhielt, während das Brausen der Windstöße bald von längerer und bald von kürzerer Dauer war. Aber, ob wir nun gleich wußten, welche Richtung wir einzuschlagen hatten, so war doch die Gefahr noch nicht überstanden. Zwischen uns und dem Speicher konnten noch undurchdringliche Schneelagen sein. Der Wind durfte sich nur ein wenig drehen, und wir hätten von dem rauschenden Wasser, nach welchem wir unseren Curs richteten, nichts mehr gehört. Das trübe Tageslicht begann in die Abenddämmerung überzugehen. Tief von Malnitz herauf, woher, wie aus einem tiefen Schlunde, die Windstöße kamen, hörten wir die Vesperglocke läuten, bald heller bald dumpfer, je nachdem ihre ihre Töne mehr in den Fluthen des Luftstroms untergingen oder auf demselben fortgerissen wurden. Als sie auch in das Ohr unseres Führers drangen, bekreuzte er sich und sprach halblaut vor sich hin:

Liebster Mensch, was mags bedeuten
Dieses späte Glockenläuten? —
Es bedeutet abermal
Meines Lebens Ziel und Zahl.

Dieser Tag hat abgenommen,
Bald wird auch der Tod herkommen;
D'rum, o Mensch, so schicke dich,
Daß Du sterbest seliglich.

Diese bekannten Worte aus einem alten Liede entrückten mich aus den Kämpfen mit Sturm und Schnee und versetzten mich in die Stube, wo ich sie so oft mit Vater und Mutter und mit Bruder und Schwester in der Abenddämmerung gebetet hatte. Meine ganze Seele war eine Viertelstunde lang bei diesen Lieben und vergaß darüber ihre irdische Hülle, die eigentlich nicht mehr ging, sondern ohne Haltung dahin wankte, wie ein Boot, in welchem der Steuermann träumt und die Ruderer schlafen. Da rief der Führer: „Gott sei Lob und Dank!“ Denn wir waren indeß um eine Felsenecke getreten und standen vor dem Speicher, welchen der Schneider mit diesem Freudenrufe begrüßte.

Der Speicher stand auf Pfählen, so daß das Regenwasser darunter weglaufen konnte. Eine Thür zu ebener Erde hatte er nicht, sondern nur sieben oder acht Fuß über dem Boden eine Oeffnung, die mit einem Laden verschlossen war. Aber für das Auge eines Fremden war da keine Leiter und noch weniger eine Stiege zu sehen, und ohne ein solches Mittel konnte man die Oeffnung nicht ersteigen. Ohne unsern Führer wären wir daher vor dem Speicher gestanden, wie ein fremdes nothleidendes Fahrzeug vor den Scheeren bei Stockholm ohne einen Lootsen. Wie dieses nicht allein in den Hafen, so

hätten auch wir nicht ohne unsern Leitsmann in die ersehnte Hütte eingehen können. Er kannte aber die Gelegenheit. Aus einem Schneehaufen, der sich an die Rückseite des Speichers angelehnt hatte, wühlten wir mit unsern letzten Kräften die eingeschneite, massive Leiter heraus und bedienten uns ihrer zum Erklimmen der Oeffnung. Der Laden davor war nur ganz einfach mit einem hölzernen Riegel verschlossen. Und so kamen wir ohne weitere Schwierigkeiten in den innern Raum der Hütte, die zu zwei Dritteln ihrer Höhe mit Heu angefüllt war. Die Leiter, diese fliegende Treppe, zogen wir uns nach und hängten sie an einen Zapfen unter dem Dache, damit, wie der Schneider sagte, die Wölfe und Bären sich den Appetit vergehen lassen müßten, wenn sie uns etwa witterten. Auch streiften einige Ausreißer in den Tauern umher, und diese waren noch weniger willkommen zu heißen, als jene Bestien.

In dem Speicher befanden wir uns weit besser, als in so manchem Wirthshause auf dem übrigen Theil unseres Weges an das adriatische Meer. Die Hütte, ganz aus Holz erbaut, war noch neu und gegen Wind und Wetter wohl verwahrt. Das wohlriechende Bergheu hatte fast noch seine volle Sommerwärme, wenigstens die Temperatur der warmen Herbsttage, die dem Unwetter fast einige Wochen ohne Unterbrechung vorangegangen waren. Kopfkissen und Decken konnten wir uns aus demselben leicht bereiten, wenigstens der Erzähler mit der Fertigkeit, die er sich als Knabe in so manchem Heumagazin seiner

Heimath angeeignet hatte. — Als wir uns aus unserem Vorrathe mit Speise und Trank erquickt hatten, schlossen wir auch den Laden mit einem transportabeln Nachtriegel, welchen mein Freund der süddeutschen Wirthshäuser wegen zur Vorsorge mitgenommen hatte. In der Hoffnung, am nächsten Morgen wieder weiter ziehen zu können, schliefen wir ein und die ganze Nacht hindurch fort.

Aus unserem Schlafe erwacht, öffneten wir das Fenster der Arche. Das Wetter hatte sich noch nicht geändert. Wir mußten bleiben, und sahen einem langweiligen Tage entgegen, wie Seeleute in einer Windstille. Dazu rieth uns der Führer beim Frühstück unseren Speisevorrath möglichst zu sparen, weil es sein könnte, daß wir in unserer Hütte noch länger als einen Tag damit wirthschaften müßten. Er selbst sei einmal in einem solchen Speicher, wie in einem Blockhause, von Wind und Schnee belagert zwei Tage und Nächte gelegen.

Wären übrigens wir Wanderer aus dem Altmühlthal allein in der Arche gewesen, so würden wir gewiß den größten Theil des Tages mit Schlafen zugebracht haben, und wir müssen es heute noch dem wackern Manne von der Nadel zuschreiben, daß es auch nicht eine Viertelstunde lang dazu kam. Ohne ein überlästiger Schwätzer zu sein, wußte er unsere Ohren immer in Anspruch zu nehmen, und auf eine eben so wenig ermüdende als aufdringliche Weise aus dem Schatze seiner Erfahrungen ein Ding nach dem andern hervorzuholen.

Nachdem wir ihn unter andern gefragt hatten, warum jene sechs Männer von Malnitz, welche das gichtbrüchige Weib über die Tauern trugen, eine Wallfahrt nach Hofgastein gelobt und unternommen hätten, gab er uns die folgende Geschichte zum Besten, welche der Erzähler in diesem Buche wieder giebt, weil sie dazu dienen kann, dem freundlichen Leser den ernsten Charakter des Hochgebirgs noch näher zu bezeichnen.

„Ich weiß es wohl," begann der Mann von der Nadel, daß man in protestantischen Ländern über die Weinkeller der Klöster dieses und jenes spricht. Erst im vorigen Jahre war ein solcher Herr da unten vom Rhein herauf in dem Wildbad. Der erzählte auf dem Wege nach dem Schleierfall, wohin ich ihn mit anderen Badegästen führte, er habe erst letzthin in einer uralten Chronik gelesen, wie die Mönche des Klosters St. Gallen von Constanz herüber hätten ein großes Faß Wein kommen lassen. Unterwegs sei ein Rad gebrochen und das Stückfaß von dem Wagen in ein Loch neben der Heerstraße gerollt. Das Gefäß sei zwar unter dem Schutze des heiligen Kilian nicht zerbrochen, sondern wunderbarer Weise ganz und unversehrt geblieben, aber es aus der tiefen und engen Grube wieder ganz herauszubringen, wäre den guten Leuten im ersten Schrecken unmöglich vorgekommen. Darum seien die Mönche in förmlicher Procession aus ihrem Kloster gezogen, hätten, das Kreuz voran, einen dreimaligen Umgang um das Faß gethan, das sie mit seinem großen Spund elendiglich und flehen-

lich angeschaut habe, und dabei aus allen Kräften das „**ex profundis**“ gesungen.“

„Mag es übrigens vor fünf hundert Jahren oder drüber in St. Gallen gewesen sein, wie es mag, das geht uns nichts an, wie es aber in dem Kloster von Villach zugeht, weiß Niemand besser, denn ich, weil ich als Geselle mit meinem Meister oft darin arbeitete an Kutten und Meßgewändern. Die Mönche erhielten jeden Tag im Refektorium ihr Krüglein Wein; aber ich meine, auch St. Augustin hätte weder an dem Gefäß noch an der Portion darin ein Aergerniß genommen. Auch jeder durstige Wanderer bekommt, wenn er darum bittet, ein Krüglein mit einem Trunk. Hat er's, so legt er dafür ein Scherflein in den Opferstock auf dem Kreuzgang; hat er's nicht, so ist der Bruder Kellermeister mit einem Vergeltsgott zufrieden, und der Pförtner giebt den Segen darein. Aber käme auch der reiche Mann und sagte, nachdem er sein Krüglein geleert hat: „Noch eins! ich will's bezahlen“, so würde der Bruder Kellermeister antworten: „Der Prior hat's verboten“, das Krüglein ganz ruhig in den Spühlkessel tauchen und wieder an seinen Platz in das Eckschränklein stellen. — Reichten nur unsere Schenkwirthe auf dem Lande und in der Stadt ihren Gästen auch nicht mehr, als Bruder Franziskus den seinen, ich meine, es wäre für die Gäste am besten, und den Wirthen könnte es der HErr auf eine andere Weise gut thun.“

„Aber, Meister Erzberger, so werden die sechs Männer noch lange nicht ihre Wallfahrt beginnen“,

warf der Freund des Erzählers aus einer finsteren Ecke der Arche dazwischen, um einem langen Sermon von Seiten des Schneiders zu begegnen.

„Nun“, fuhr der Mann von der Nadel fort, indem er den Laden einen Augenblick öffnete und eine Schaar Schneeflocken hereinstürzen ließ, als wollte er damit andeuten, daß wir bei einem solchen Wetter keine Eile und nichts zu versäumen hätten, — „nun, das Kloster in Villach hat seit unfürdenklichen Zeiten bei Udine Weingärten. Ein reicher und gottesfürchtiger Mann vermachte sie dem Kloster zur Erquickung der Pilgrimme und Wanderer, und die Mönche sollten nach seinem letzten Willen nicht minder von dem Gewächs des Weinstocks trinken, damit auch sie daran dächten, daß sie Pilgrimme und Wanderer wären. — Die Mönche lassen diese Weingärten im Herbst lesen und den Most den Winter über in Udine in den Kellern unter der Kelter liegen. Jedes Frühjahr schicken sie dann einige Dienstleute ihres Klosters hin und lassen den Wein abholen. Heuer traf sechs Männer in Malnitz die Reihe.“

„Diese nahmen drei Wagen, von denen jeder mit vier Ochsen bespannt war, und fuhren langsam nach Udine zu über Villach und durch Tarvis. Hinter diesem Flecken läuft die Straße ein gutes Stück zwischen dem Fuße des Bredils und einem See hin, so daß man weder zur Rechten noch zur Linken ausweichen kann, es sei denn, daß man ein Schifflein hätte, über den See zu fahren, oder Flügel, um über die Felsenwände zu fliegen. — Im Sommer ist

diese Straße vom Berg aus lieblich anzuschauen, wie eine große graugelbe Wasserschlange, die sich am blauen See sonnt. Aber sie ist auch zu Zeiten so gefährlich und hinterlistig, wie eine Natter. Kaum waren die Männer auf ihr angekommen, als es auf einmal anfing über ihnen zu donnern. Ein großer Schneesturz ging ungefähr hundert Schritte vor ihnen nieder, und der Sturm, der ihn begleitet, riß sie fast in die Tiefe des Sees mit sich fort. Sie standen einige Augenblicke wie Leute, neben denen der Blitz eingeschlagen hat, und wendeten dann um. Aber kaum schauten ihre Deichseln wieder gen Tarvis zu, so kam ein zweiter Schneesturz den Bredil herab und versperrte ihnen auch den Rückweg. Es war Nachmittags um die dritte Stunde."

„Die armen Leute waren nun so schlimm daran als Israel im Thale zwischen den Aegyptern und dem Schilfmeere. Hinter und vor ihnen lagen zwei Wälle, über welche nur ein flatterndes Schneehuhn hätte entkommen können, rechts und links hatten sie auf der einen Seite die schroffen Wände des Bredils und auf der andern den See. Dieser hatte sich wohl in der kalten Märznacht mit einer Eisrinde überzogen; aber die Rinde war nicht so stark, um Männer zu tragen, und doch dick genug, um einen Kahn aufzuhalten, besonders in der Mitte, wo noch eine große Scheibe vom Wintereis schwamm."

„Für einen Menschenfuß gab es aus dieser Klemme keinen Weg, sondern nur für das Gebet und den Blick, und auch dieser stieß, wenn er sich zum Himmel

kehrte, auf die Schnee- und Eislasten, welche noch hoch über den Männern hingen und die der mindeste Anstoß zum Rutschen und Fallen bringen konnte. Kleinere Brocken lösten sich fast unaufhörlich von ihnen ab, zerschlugen sich im Herabrollen an den Felsen und rieselten auf die Männer als Gries herunter. Es mußte ihnen dabei zu Muthe sein, als rieselte das letzte Restlein Sand aus ihrer Stundenuhr auf ihre Häupter."

„Ja, denkt Euch, meine Herren", fuhr der Schneider fort, nachdem er sich einen Augenblick besonnen hatte, „wir ständen jetzt statt unter diesem leichten Schindeldach unter dem großen Gewölbe der Domkirche in Salzburg. Alle Thüren und Pförtlein des Gotteshauses wären verschlossen, das weite Gewölbe aber hätte durch und durch einen Riß, und aus diesem Sprunge rieselte fort und fort Sand auf unsere Häupter. Denkt Euch das recht lebhaft, und Ihr habt eine Vorstellung von der damaligen Lage der Malnitzer am Fuße des Bredils."

„Für die in Bleiberg jenseits dem See waren die Donnerschläge, von denen die Schneestürze begleitet wurden, gleichsam Nothschüsse, und sie sahen vom Anfang an, in welcher Klemme und Todesgefahr sich ihre Landsleute befanden. Die von Tarvis kamen zu ihnen eiligst hinüber und beriethen sich mit ihnen, was zu thun sei. Ein Versuch, den Malnitzern mit einem Kahn zu Hilfe zu kommen, mißglückte. Sich durch die Schneewälle zu graben, wäre für die Knappen, die aus den Bleigruben hervoreilten, ein gar

Leichtes gewesen. Aber so lange der schnell eingetretene Thauwind wehte, konnten jeden Augenblick noch mehrere und größere Schneestürze nachkommen. In jenen Stunden unter den Wänden des Bredils arbeiten, wäre eben so viel gewesen, als unter einer wankenden Stadtmauer mit Hacke und Schaufel handthieren. Der Berghauptmann ließ also seine Leute nicht ziehen, ob sie gleich bereit waren, Hand an das Werk zu legen. Er wollte das Leben von etwa fünfzig Familienvätern, welche ihm der Kaiser anvertraut hatte, nicht gegen die nur wenig wahrscheinliche Rettung von sechs Männern einsetzen. Und wir werden sehen, daß er recht daran that."

„Zuletzt erschien noch auf einer Anhöhe am See, den Schneestürzen gerade gegenüber, der Pfarrer von Tarvis mit seinen zwei Caplanen in den Gewändern, welche die geistlichen Herren bei Leichenbegängnissen zu tragen pflegen. Er zeigte den Malnitzern das Hochwürdigste, wie dem Kaiser Maximilian geschehen sein soll, als er sich an der Martinswand verstiegen hatte."

„Die Männer zwischen den Schneestürzen sahen daraus, daß sie von ihren Landsleuten aufgegeben seien; aber sie verloren Muth und Besinnung nicht, sondern gebrauchten, wie es Christen ziemt, mit Besonnenheit alle die Mittel, die ihnen der Herr über Leben und Tod zu ihrer Rettung noch übrig gelassen hatte. Sie spannten ihre Ochsen aus und banden sie an die Erlenbäume am See. Sich selbst bauten sie unter einer etwas überhängenden Felsenwand theils

aus den einzelnen Theilen ihrer Wagen und theils mit dem Heu, das sie von daheim für ihr Vieh mitgenommen hatten, eine Hütte. Die Leitern lehnten sie, drei neben- und immer zwei übereinander, an den Felsen; die Bretter von den Wagen legten sie darauf. Von den Heubündeln machten sie vorn und hinten Wände, die sie mit den ausgehobenen Rädern und Deichseln befestigten. Denn sie wollten sich weniger gegen Wind und Wetter, als gegen einen noch nachkommenden Schneesturz sichern. Sie arbeiteten emsig wie Murmelthiere, wenn sie ihre unterirdischen Wohnungen zum Winterschlaf zurichten und die Röhren, d. h. die Ausgänge derselben mit Gras und Moos verstopfen."

„Der Südwind wurde inzwischen immer heftiger und führte einen neuen Schneesturz herab, bald nachdem die Männer ihren Bau vollendet und sich hinein begeben hatten. Die Massen fuhren aber da, wo sich die Malnitzer eingebaut hatten, einige Fuß über den Rand der Felsenmauer hinaus, und bildeten auf der Heerstraße einen Aufwurf, und erst die obere Hälfte des Hügels sank, als sie das Uebergewicht bekommen hatte, langsam auf die Hütte der Fuhrleute zurück. Die Leitern und Bretter krachten wohl einige Male unter der schweren Last, brachen aber unter derselben nicht zusammen."

„Nun wollten die jüngeren und unerfahrenern von den Verschütteten anfangen, sich selbst aus ihrem Grabe herauszuwühlen; aber der alte Walther am Gsteig rieth, die Reuthauen, welche sie bei sich hat-

ten, lieber gegen das Schutzdach zu stemmen, als sonst zu gebrauchen, und dann ruhig abzuwarten, bis sie von den Bergknappen herausgegraben würden. Er setzte seine schönste Kuh gegen eine Ziege, daß die Dächse mit ihren Hinterledern noch vor Sonnenaufgang anfangen würden zu wühlen."

„Dies geschah auch. Als der Tag graute und der Berghauptmann sah, daß sich der alte Bredil auf der Seeseite ganz rein abgeschüttelt habe, ließ er seine schwarzen Maulwürfe los. Diese griffen die Schneewälle von Tarvis aus an, und zwar mit aller Kraft, die in ihren geübten Armen lag. Denn die Arbeit galt nicht armseligen Bleiadern, sondern anderen Adern, in denen noch Bruderblut rinnen konnte. Außerdem hatte der Berghauptmann seinen Leuten für jeden Malnitzer, den sie lebendig herausgraben würden, ein Fäßlein Klosterwein verheißen."

„Bis es wieder dämmerte, war Alles geschehen. Die Malnitzer stiegen unversehrt, aber doch bleich, wie Begrabene, aus ihrer Gruft hervor. Die Fuhrwerke wurden wieder zusammengesetzt und von den dienstfertigen Leuten nach Tarvis zurückgeschoben, wie Triumphwagen. Die Ochsen konnten nicht mehr ziehen. Sie waren alle erstickt, zur großen Freude einer Zigeuner-Familie, die in jenen Thälern umherzieht und das Verbot vom Erstickten nicht respektirt."

„Die Mönche in Villach lösten ihre geretteten Lehnsleute mit einem Fasse Udiner, den sie später unterwegs für die Knappen in Bleiberg abladen ließen,

und womit diese ihr Osterfest feierten, ein Jeglicher jedoch in dem Maaße, wie es im Kloster selbst den Wanderern gereicht wurde. Das Geld zu den Osterlämmern hatte der Kaiser zur Belohnung für die Rettung seiner Unterthanen gegeben."

Damit schloß der Mann von der Nadel seine Geschichte. Uns aber wurde die hochdeutsche Sprache, worin er erzählte, und die ziemliche Gewandtheit, womit er sich ausdrückte, immer auffallender, und der Erzähler richtete daher in der Finsterniß der geschlossenen Arche die Frage an ihn, ob denn der Meister Erzberger auf seiner Wanderschaft viel im nördlichen Deutschland herumgekommen sei, da er weit anders rede, als alle seine Landsleute von Golling an bis zu diesem Speicher.

„Ich bin nicht weiter gekommen, als bis nach Salzburg, antwortete der Schneider, und von da nach einem halben Jahre wieder heim. Bei dem Meister in Salzburg habe ich aber das Reden nicht gelernt. Denn diesem war der Schöndank zu viel, den er mir manchmal auf meinen „guten Morgen" gegeben hat. Kann ich besser reden, als meine Landsleute, so habe ich es zum Theil von den Badegästen gelernt, die ich in den Bergen herumführte, meistens aber aus einem großen, alten Buche, das vor langer Zeit durch meinen Großvater in meine Familie gekommen ist, und von dem man nicht gerne redet, wie von einem verborgenen Schatze, weil man fürchtet, es könnte sich diese oder jene Hand darnach ausstrecken."

„Was für ein Buch ist es denn? was steht auf

dem Titelblatte?" fragten wir Wanderer aus dem Altmühlthale hastig und in aufwallender Neugierde.

„Das Buch", antwortete der Schneider mit gedämpfter Stimme, als offenbarte er uns ein großes Geheimniß, fängt an mit den Worten: „Im Anfang schuf Gott Himmel und Erde," und schließt mit dem Gruße: „die Gnade unsers Herrn Jesu Christi sei mit Euch Allen! Amen."

„In diesem Buche lernte ich lesen. Denn die Winterschule, die zu meiner Zeit der Bademeister in Gastein hielt, konnte ich von meiner Einöde aus nicht besuchen. Manche Aeltern, die in solchen Einöden hausen, unterrichten auch jetzt noch immer ihre Kinder selbst, wie die Isländer, von denen neulich ein Herr aus Dänemark im Wildbad erzählte. Auch mein seliger Vater that es. Er las mir die Geschichten in dem Buche vor, noch ehe ich sie selbst lesen konnte. Aber jedes Mal sagte er am Ende: „Hänsli, wenn Du den Leuten etwas von dem großen Buche sagst, dann thue ich es wieder in den Stollen auf dem Berge, woraus es gekommen ist, und Du magst sehen, wer Dir wieder Bilder zeigt und dazu erzählt."

Der Reisegefährte, welchen der Bildungsgang des Schneiders nicht sehr ansprechen mochte, öffnete dazwischen den großen Laden des Speichers. Der Wind hatte sich etwas geändert und die großen Schneeflocken flogen vorüber, während sie noch vor einer Stunde geradewegs und schaarenweise in das Heumagazin hereingestürzt waren. An ein Aufbrechen und Weitergehen war jedoch nicht zu denken, sondern nach

den Mahnungen unseres Appetits vorerst an das Mittagessen. Als aber der Führer die Reste unseres Vorraths aus dem Korbe gethan und vor unseren Augen ausgebreitet hatte, mußte auch diesem Gedanken der Abschied gegeben werden. Die Knochen unserer Kalbskeule lagen schon so bloß und des Brodes war schon so wenig geworden, daß wir einmüthig beschlossen, das Mittagsmahl auszusetzen und bis auf den Abend zu fasten oder bis an den folgenden Morgen, je nachdem es die Umstände und ferneren Aussichten erheischen würden.

Der Laden wurde also wieder geschlossen, der wandernde Schneider aber that nochmals seinen Mund auf und erzählte:

„Mein Großvater hütete einmal als Knabe an einer steilen Halde des Berges, der dem Rathhausberge nach Süden gegenüber liegt, und an dem wir gestern vorübergekommen sind, seine Ziegen, und bald gesellten sich, wie gewöhnlich, noch zwei andere Knaben zu ihm. Sie setzten sich zusammen an ein Feuer, das die Nadeln an den Wedeln der Zwergföhre brasselnd verzehrte, und sprachen, wie sie es verstanden, von diesem und jenem, auch von den glänzenden Goldadern, welche sie finden würden, wenn sie nach einigen Jahren als Knappen in die tiefen Gruben einfahren dürften. Desgleichen wünschten sie, daß sie einmal auf eigene Rechnung eine Goldstufe finden möchten, so groß wie eine Milchgelte daheim. Vor vielen, vielen Jahren erzählte bei dieser Gelegenheit einer der Knaben, als der Herr Bischof von Salz-

burg eine ganze Gemeinde wegen Abfall aus dem Tefferegger Thal austrieb, wäre ein Mann aus Gastein in den alten Stollen da unten hineingegangen, und habe weit dahinten ein Licht über dem Schatz darin brennen sehen. Aber hinter dem Licht hätte es geseufzt und gestöhnt, wie eine arme Seele, die erlöst werden wollte, und darüber wäre er so erschrocken, daß er wieder umgekehrt und über Hals und Kopf davongelaufen wäre. Etliche Tage darauf hätte er mit einigen Kameraden noch ein Mal in dem alten Stollen gesucht, aber nichts weiter weder gesehen noch gehört."

„Ueber dieser Erzählung ihres Mithirten bekamen die beiden andern Knaben Lust, selbst einen Versuch anzustellen. Mein Großvater zog den Rest einer Wachskerze aus seiner Tasche. „Seht", sagte er dabei zu seinen Spießgesellen, „das ist das Uebrige von einer geweihten Kerze. Des Meßners Sohn hat sie mir unterwegs für meine große Schwester mitgegeben, welche bei den Leuten näht und gern einen glatten Faden hat. Der Rosenegger kann ihr ein anderes Stück schicken. Meine Else hat ohnedieß noch drei, immer eins größer, als das andere, in ihrer Truhe. Dieses Trumm brennt wohl noch so lange, als ein Hochamt dauert, und wir können damit den alten Stollen untersuchen, und wäre er auch noch ein Mal so lang, als von da bis zum Rathhausberg hinüber. So weit aber der Schein einer geweihten Kerze reicht, müssen die bösen Geister aus dem Wege gehen."

„Das leuchtete den beiden andern Burschen sogleich ein; denn der böse Geist der Schatzgräberei war in sie gefahren. An ihre Ziegen dachten sie nimmer. Und das wundert mich nicht, da schon mancher weit ältere Knabe über dem Schatzgraben nicht blos ein Dutzend Ziegen, sondern Amt und Ehre, Weib und Kinder vergessen hat."

„Mein Großvater zündete seine geweihte Kerze an, hielt den alten Topf darüber, in welchem die glühenden Kohlen zum Aufschüren des Hirtenfeuers aus dem Wildbad heraufgetragen worden waren, und stolperte seinen Kameraden voran in den Stollen, der nur etliche hundert Schritte entfernt war. Die kecken Knaben gingen nun tief in den unterirdischen Gang hinein. Das Tageslicht, welches durch den Eingang hereinfiel, erschien ihnen am Ende nicht mehr viel größer, als der Abendstern. Aber sie sahen nichts, als die nackten Felsenwände, und hatten noch keine Stecknadel, geschweige denn mehr gefunden, als sie an die Stelle kamen, wo ein herabgesunkenes Felsenstück das Weitergehn wie ein Fallgitter verwehrte. Die Schatzgräber kehrten also um. Auf dem Rückwege bekam die brennende Kerze, wie man bei uns zu sagen pflegt, einen Räuber, und während mein Großvater beschäftigt war, das Licht mit dem Finger zu putzen, bemerkten seine Freunde an der Seite des Ganges Steine, die ganz leicht auf einander geschichtet waren. Voll Neugierde nahmen sie die Steine über die Hälfte hinweg und eröffneten sich dadurch den Eingang in eine kleine Zelle, die sonst den Bergleu-

ten zur Aufbewahrung ihrer Werkzeuge gedient haben mochte. Nun lag aber zum großen Schrecken der Neugierigen ein vertrockneter und ganz wohl erhaltener Leichnam darin. Er lag auf dem Rücken, seine Hände waren gefaltet, seine Füße zusammengestellt, seine Kleider ein Sonntags-Anzug. Kurz, Alles ließ vermuthen, daß der Mann in dem Stollen nicht verschüttet worden war, sondern in der Verfolgung von 1685 darin seine Zuflucht gesucht und bald seinen Tod gefunden hatte. Doch mußten ihn seine Freunde, die vielleicht schon im Begriff waren, aus den Salzburger Landen zu scheiden, auf das Eilfertigste bestattet haben. Denn in einer Ecke der Zelle stand noch neben einer Lampe, wie man sie bei uns auf den Tisch stellt, ein großer, zinnbeschlagener Krug und darunter lag ein Säcklein."

„Der älteste unter den Knaben öffnete vor allen Dingen den Sack. Da er aber nur ein altes Buch darin fand, warf er ihn auf die Seite und nahm den Krug. Der andere wählte die Ampel von Messingblech, und mein Großvater, als der kleinste und schwächste unter seinen Gesellen, warf seinen alten Topf weg und langte nach dem Säcklein. Dann verließen die Knaben eilends die Gruft. Die unbedeckte Kerze verlosch nun zwar bald; aber das Tageslicht, das von ferne durch den Eingang hereinfiel, diente ihnen zum Leitstern. So kamen sie wohlbehalten wieder in's Freie, einige leichte Beulen abgerechnet, welche sie sich in übergroßer Eile an den vorstehenden Felsenecken stießen."

„Die Ziegen hatten nicht auf die Schatzgräber gewartet, sondern waren schon an ihren Stallthüren als Aukläger ihrer nachlässigen Hirten erschienen. Mein Großvater wurde daher auch als Miethling von seiner strengen Mutter mit einer vollen Tracht Schläge empfangen, obgleich der Knabe meinte, er habe in seinem eroberten Säcklein eine hinreichende und vollgültige Entschuldigung bei sich. Denn er hatte ja mehr als einmal gehört, wie seine Mutter zu dem Vater sagte: „Wenn ich nur wieder einmal ein gutes Buch bekommen könnte, ich gäbe gerne einen Finger aus meiner rechten Hand darum."

„Doch auf das Ungewitter folgte desto schöneres Wetter. Als meine Urgroßmutter endlich das Säcklein geöffnet und das Buch darin gefunden und aufgeschlagen hatte, war sie vor Freude außer sich und dankte Gott unter vielen Thränen, daß er ihr Flehen so gnädig erhört habe. Ihr Söhnlein hinter dem Tisch bei seiner Abendmilch hatte nun vollauf zu thun, seinen Hornlöffel zu handhaben und nebenbei die Fragen der Mutter bezüglich des gefundenen Schatzes zu beantworten. Sein Vater verbot es ihm aber auf's Ernstlichste, Jemandem von seinem Funde etwas zu sagen."

„Seitdem", fuhr der Schneider fort, „also fast seit hundert Jahren, ist das Buch in meiner Familie. Mein Großvater, mein Vater und ich, wir haben darin das Lesen gelernt. Aber das ist das Geringste. Ich möchte es vielmehr die Sonne in meinem Hause nennen. So lange es darin ist, war es geistlicher

Weise unter unserem Dache immer so ruhig und still-freundlich, wie in einer Stube nach dem Winter, wann die Sonne den Schnee auf dem Dache schmelzt, und dabei so erquicklich durch das Fenster scheint, daß der Kanarienvogel anhebt zu dichten."

Während unser Führer also erzählte, fiel das Tageslicht durch die Scheinlöcher im Dache und durch die Ritzen der Wände immer heller auf unser Heulager. Der Gefährte öffnete den Laden, und wir sahen nun, daß sich das Wetter gänzlich geändert hatte. Sogleich wurde mit dem Rest unseres Speisevorraths ein Freudenmahl angestellt und bezüglich des geöffneten Ladens offene Tafel gehalten. Dann brachen wir auf und wadeten vollends bis Malnitz hinab.

Einige Blätter aus der Chronik von Dürrenstein.

Der alte Pfarrer von Dürrenstein starb und ward begraben. Und da an dem Grabe desselben auch der alte Schulmeister sein Schwanenlied sang, so kamen ein neuer Pfarrer und ein anderer Schulmeister in's Dorf.

Einige Wochen darauf schrieb der Pfarrer an seine Braut in der Stadt: „Du verlangst in Deinem letzten Briefe von mir auch etwas über den geistlichen Zustand meiner Gemeinde zu erfahren, und ich entspreche Deinem Wunsche herzlich gern, wenn Du mir von Deiner Seite den Gefallen thust, einen Ameisenhaufen oder einen Korb mit Bienen zu einer gewissen Zeit zu untersuchen und zu beobachten.

Ja, liebe Marie, begieb Dich unter oder nach einem Landregen von etlichen Tagen in den Stadtwald und an einen Haufen, worin die Roßameisen ihre Wirthschaft aufgeschlagen haben, so wirst Du im ersten Augenblick meinen, es sei gar kein Leben mehr in ihrem Bau, hebst Du aber, um Dich zu überzeu-

gen, ob denn das ganze emsige Völklein so gar schnell dahin gestorben sei, ein Stück von ihrem Lehmdach, so wirst Du zwar die sonst so thätigen Leutlein noch alle am Leben finden, aber in einem tauben, dumpfen und schläfrigen Zustande. — Bei den Bienenkörben, die neben dem Landhause Deines Vaters stehen und hinten kleine Schieber und Fenster haben, durch die man mitten in das Haushalten der Honig- und Wachs-Sammler hineinschauen kann, braucht es nicht einmal diese Umstände. Nimmt es Dich an einem kühlen und rauhen Junitag Wunder, daß Du keine von Deinen sonst so muntern und fleißigen Immen vor dem Gartenfenster vorüber summen hörst, so darfst Du nur ein Tuch um den Kopf binden und an den Bienenstand hinausgehen. Da wirst Du bald gewahr werden, daß es in den Körben und ihren Aufsätzen aussieht, wie in dem Untersberg bei Salzburg, wo der Kaiser Rothbart mit seinem ganzen Hofstaat schon seit etlichen hundert Jahren nicht weiß, soll er vollends aufwachen oder wiederum einschlafen.

In einem solchen tauben und dumpfen Zustande nun, wie die Ameisen, wenn es ihnen durch das Dach regnet, und wie die Bienen, wenn ihnen das Wetter nicht gefällt, liegen meine Dürrensteiner. In ihren Köpfen ist es, wie in ihren Stuben, die das ganze Jahr über nicht gelüftet werden, und in ihren Herzen wie auf dem Küchenherd eines rechtgläubigen Juden am Sabbath. Auch haben sie bis jetzt und zeigen noch nicht das geringste Verlangen, aus ihrem Qualm herauszukommen und gleichen hierin den Scha-

fen, die am schwersten aus ihrem Stalle zu bringen sind, wenn es darin raucht und dampft.

In dieser Dumpfheit starben die armen Leute auch dahin. Wurden solche Personen krank, die, wie sie sich ausdrückten, noch einen Taug gaben, so suchte man Hülfe für sie bei dem Fallmeister; legten sich aber alte und gebrechliche Leute oder Kinder, welche keinen Taug gaben, so überließ man sie ihrem Schicksal. An einen tröstenden Zuspruch wurde gar nicht gedacht, und sahen sich auch alte Freunde und Bekannte der Kranken nach ihnen um, so war die Unterhaltung zwischen dem Patienten und seinem Besuch nichts weniger als erbaulich.

So ist, — um Dir, liebe Marie, ein redendes Beispiel dazu zu geben, — der Dummelgörg schon längere Zeit bettlägerig. Sein alter Nachbar Veit sucht ihn heim und sagt, indem er sich zwischen dem heißen Ofen und dem Lager des Patienten auf einen Stuhl ohne Rücklehne niederläßt: „Vetter Michel, ich glaube, Du pfeifst auf dem letzten Loch."

Dummelgörg. — Es ist der alte Bund: Mensch, du mußt sterben. Alles vergängliche Ding muß ein Ende nehmen, und die damit umgehen, fahren auch mit dahin.

Veit. — Ja, Alles, was aus der Erde kommt, muß wieder zur Erde werden, wie alle Wasser wieder ins Meer fließen.

Dummelgörg. — Wenn die Sanduhr steht, hört der Pfarrer auf zu predigen.

Veit. — Oder wie Salomo schreibt: Zu der Zeit,

wann die Hüter des Hauses zittern, und sich krümmen die Starken, und müßig stehen die Müllerinnen, weil ihrer so wenig worden ist, und finster werden, die durch die Fenster schauen, und die Thüren auf der Gasse geschlossen werden, da die Stimme der Mühle leise wird, und man erwachet, wann der Vogel singet, wann alle Lust vergehet und der Mensch nun wandern soll in sein ewiges Haus und die Kläger umhergehen auf der Gasse.

Dummelgörg. — Giebt auch keinen Taug mehr auf der Welt.

Veit. — Und wir sind Alle Gott einen Tod schuldig.

Dummelgörg. — Es bleibt Keiner übrig. Heute mir, morgen dir, steht auf unserer Kirchhofthür.

Veit. — Es ist dem Menschen gesetzt einmal zu sterben.

Doch genug! Du siehst schon aus dieser kleinen Probe, liebe Marie, wie die Dürrensteiner einander Trost zusprechen. Sie lernten es von meinem Vorfahrer, der in allen seinen Leichenpredigten nichts weiter zu beweisen suchte, als daß alle Menschen sterben müssen.

Uebrigens kommen in dieser Dumpfheit, in der die Dürrensteiner dahin leben und sterben, auch keine schreienden Sünden zum Vorschein. Uneheliche Kinder, Ehebruch, Schlägereien in der Schänke, Diebstähle, Vergandungen (Subhastationen) u. s. w. waren und sind hier unerhörte Dinge. Wollte ich daher dem Consistorium über den religiösen und sittlichen

Zustand meiner Gemeinde berichten und weiter nichts anführen, als daß die oben genannten Sünden in meiner Heerde gar nicht vorkämen, so würde die geistliche Stelle vielleicht in Versuchung kommen, meine Dürrensteiner mit einer Brüdergemeinde oder sogar mit den ersten Heiligen in Jerusalem zu vergleichen. Betrachtet man aber die Sache an Ort und Stelle selbst, so findet man bald, daß das dumpfe, taube und schläfrige Wesen meiner Leute ein unverkennbarer Anfang des ewigen Todes ist. Und wider dieses geistliche Vermodern und Verdummen, wider diese trockene Fäulniß des Geistes gab es sonst kein Mittel. Denn mein Vorfahrer im Amte, gerade der, der es hätte führen sollen, hatte selbst kein Körnlein von dem Salz der Erde. —

Soweit der Pfarrer an seine Braut. Uebrigens ließen sich der neue Pfarrer und der junge Schulmeister durch den fast verzweifelt bösen Zustand ihrer Gemeinde nicht verzagt und untreu machen. „Sind wir es doch nicht allein,“ sprachen sie bei sich selbst, „so die Todten auferwecken sollen, sondern Gott mit uns wird es thun, und die Blinden sehen, und die Tauben hören, und die Stummen reden und die Lahmen gehen lassen, Einen nach dem Andern und Einen durch den Andern. Der Herr giebt Gedeihen und Wachsthum, wir aber pflanzen und begießen zu seiner Zeit, und warten als Ackerleute auf die köstliche Frucht und sind geduldig darüber, bis wir empfahen den Frühregen und Spatregen.“

Und sie warteten nicht vergebens. Die Kinder

aber waren die ersten, in denen sich geistliches Leben regte und die Früchte der Wiedergeburt brachten. Die Alten blieben noch lange in sich so ruhig, wie die Pelzkappen auf ihren Köpfen.

So trieb einmal der dreizehnjährige Hann-Adam die zwölf Schafe seines Vaters, welche die Klauenseuche noch am wenigsten unter allen verschmerzt hatten, auf das Feld allein und hütete sie auf einem Brachacker. Nicht weit davon stand ein wilder Birnbaum, und die Früchte daran waren zwar nicht so groß, aber fast noch gelber, als die Citronen in Welschland, und warteten, wie die Eicheln, auf einen frischen Ostwind, daß er sie sanft ablöse und auf den weichen Teppich unter dem Baum lege. Denn sie fürchteten die Annamiedel aus dem Dorf, die jeden Herbst mit einer langen Stange gegangen kam, und auf sie losschlug, als wären sie von Stein und ihre Zweige von schwedischem Eisen. Aber Annamiedel kam auch heuer wieder eher als der Ostwind, und obgleich oft, wenn sie weit ausholte, die schwere Stange das Weiblein hinter sich hinriß, so raffte sie sich doch immer wieder auf und that manchen festen Hieb nach dem Baum. Dieß sah Hann-Adam bei seinen Schafen und sprach zu ihnen: „Bleibet fein auf meines Vaters Acker, dieweil ich hingehe und der Annamiedel helfe. Denn sie zerschlägt den Baum und bringt doch nichts herunter.“ Und ging hin, und stieg von dem umgestürzten Tragkorb des Weibes auf den ersten Ast und von dem auf die anderen Aeste, und schüttelte die hängenden Zweige fast noch

säuberlicher, denn der Ostwind, und rastete nicht eher, als bis Annamiedel zu ihm in den hohen Wipfel hinauf rief: „Laß es nun gut sein, mein Söhnlein, der Korb ist voll. Sei schönstens bedankt, und auf Martin holst Du Dir eine Tasche voll Hutzel.“ Hann-Adam kletterte munter und geschickt vom Baum, wie ein Eichhorn; als er aber zu seinen Schafen kam, standen sie mit vollen Bäuchen mitten in dem Rübenacker des Goldwebers und wunderten sich, daß der Knabe wie unsinnig that und ein großes Geschrei erhub. Auch die Annamiedel wunderte sich über sein Lamento, blieb stehen und wartete, bis er mit seinem Heerdlein kam und ihr weinend berichtete, was geschehen war. Worauf sie antwortete und sprach: „Ei Söhnlein, das ist nicht der Mühe werth, daß Du so jammerst. Hat's doch keine Seele gesehen, denn ich. Und nun, wenn Du mir folgst, treibst Du Deine Schafe hinter den Zäunen herum und auf der anderen Seite des Dorfes herein. Und wenn der Goldweber morgen Alarm schlägt und fragt: „Welcher Schelm hat mir meine Herbstrüben abgeweidet?“ so wird man sagen: „der Hann-Adam nicht, denn der ist von einer ganz andern Seite hereingekommen.“ Und fragt man mich, so werd' ich antworten: „Ei, was Schaf? Die Hirsche sind auf dem Acker gewesen. Da ich zu dem Birnbaum kam, ist derselben ein ganzes Rudel von dem Feld zu Wald gezogen.“ „Aber,“ versetzte der Knabe, „der Herr Schulmeister sagt, man darf durchaus nicht lügen, auch in der größten Noth nicht, und wer lügt, hat

den Teufel zum Vater, wie geschrieben steht.“ „Ei was?“ antwortete die Alte auf diesen unerwarteten Einwurf, „was weiß der neue Schullehrer? So lange das Dorf steht, hat es immer geheißen: Eine gute Ausrede ist drei Batzen werth.“ Und damit nahm sie den Knaben und schob ihn auf den Weg, der hinter dem Dorf herumführte. Aber auch auf diesem Umwege wurde Hann-Adam nicht ruhiger, sondern die Angst seines Herzens über den Schaden, an dem seine Nachlässigkeit Schuld war, ward nur größer, und er begab sich, sobald er seine Schafe im Stalle hatte, zu seiner Großmutter, erzählte ihr die ganze Geschichte und meinte zuletzt, sein Gewissen leide es nicht, daß er dem Rath der Annamiedel folge. Aber die Großmutter ließ ihn nicht ausreden, sondern erwiderte: „O, Gewissen und kein Ende! Was für neue Sachen der Schulmeister in unsern Ort gebracht hat! Hat man in Dürrenstein auch schon etwas von dem Ding gehört? Was der Euch noch weiß machen wird! Glaub' mir, Hann-Adam, glaub's mir, Deiner alten Großmutter, Du hast so wenig ein Gewissen, als ich, und der Schulmeister, der übergescheidte, hat Dir nur was in den Kopf gesetzt. Mach's nur, wie die Annamiedel gesagt hat, so wird's schon recht werden.“ Mit diesen Worten ließ sie den Knaben stehen und ging zu der Mutter desselben, ihrer Tochter, um mit ihr zu überlegen und zu bereden, wie man dem Knaben den Kopf aus der Schlinge ziehen könne, wenn der Goldweber etwa doch käme und klage. Noch standen sie im Hofe bei einander, als

der Beschädigte, wie um auszuruhen, vor demselben seinen Schubkarren mit Herbstrüben absetzte und die beiden Nachbarinnen in einem ganz besondern Ton grüßte. Sie dankten, und die Großmutter wunderte sich über die beschorenen Rüben und sprach: „Es ist doch ein wahrer Jammer mit dem Wild! Wenn es so fortgeht, frißt es uns noch das Brod aus der Tischlade." „Und," setzte die Tochter hinzu, „wenn ich der Nachbar wäre, so machte ich keine Umstände, sondern ginge zum Jäger und stieße ihm die Rüben unter die Nase. Wer da die Zähne von Hasen, Rehen und Hirschen nicht sieht, der muß blind sein." „Ja," versetzte der Goldweber, „der Jäger ist mir schon unterwegs bekommen, und als ich über den Schaden klagte, antwortete er: Unser Wild hat jetzt Eicheln genug und mag Eure lausigen Rüben so wenig, als der Prälat von Grafenfeld. Aber das kann ich Euch sagen, daß den ganzen Nachmittag die zwölf Schafe auf Eurem Acker gewesen sind, die Eurem Nachbar gehören." „O, Allmächtiger!" fiel ihm die Großmutter in das Wort, „da müßt' am End' unser Hann-Adam die Schuld haben, und der ist so unschuldig, wie das Kind in seiner Mutter Leib. Da fragt nur die Annamiedel, die wird Euch sagen, daß unsere Schafe heute so wenig auf dem Siechenfeld gewesen sind, als der Pfarrer auf dem Tanzboden. Da könnt' ich meine drei Finger zum Himmel aufrecken und — —"

Und das alte Weib, das schon über achtzig Jahre auf seinem gekrümmten Rücken hatte, hätte wirklich

die dürre Hand zum falschen Schwure ausgestreckt. Aber ihr Enkel, der die ganze Verhandlung unter der Hausthüre mit angehört hatte, wurde in diesem Augenblick von seinem Gewissen überwältigt, lief herzu und rief, indem er die ausgestreckte Rechte seiner Großmutter herabzog: „Nachbar, der Jäger hat Recht; ich bin es gewesen mit meinen Schafen. Ich will es nimmer thun.“

Kaum aber hatte Hann-Adam seine Sünde bekannt, so gab ihm seine Mutter im Zorn über seine Dummheit, wie sie es nannte, einen solchen Schlag an das Ohr, daß er wie ein Kegel über den Haufen fiel.

Der Pfarrer und Schulmeister aber, als sie diese Geschichte erfuhren, freuten sich über die Maßen, dankten dem Herrn der Ernte und bekamen wieder frischen Muth. Ja der Pfarrer ließ das Jahr darauf den Acker des Goldwebers nicht auszählen, um den Beschädigten für seine durch Hann-Adams Schafe abgeweideten Rübenkräuter zu entschädigen.

Die Leute in Dürrenstein alle konnten das siebente Gebot auswendig. Sie vernahmen es ja jeden Sonntag von den zwei Mägdlein, die Nachmittags in der Christenlehre einander abwechselnd die Hauptstücke des kleinen Lutherischen Catechismus überhörten. Nur in der Auslegung und Anwendung dieses Gebots gingen sie seit unfürdenklichen Zeiten ihren eigenen Weg.

Indem nämlich der Herr auf Sinai sprach: „Du sollst nicht stehlen,“ schloß er gewiß auch den Pfarrgarten in Dürrenstein und den fürstlichen Wald un-

weit davon in seinen göttlichen Schutz. Aber gerade diesen Garten und diesen Wald nahmen die Dürrensteiner aus und lehrten, für diese zwei Stücke gehöre nur das eilfte Gebot, welches heißt: „Laß Dich nicht erwischen."

Es glückte daher dem Pfarrer selten, daß er eine vollkommen ausgewachsene Gurke oder Salatstaude auf seinen Tisch bringen konnte. In den allermeisten Fällen ernteten die jungen Bursche bei Nacht, wo er bei Tage gesteckt und gepflanzt hatte. Einmal also, da wieder die gefährlichste Zeit für seinen Garten kam, bemerkte er bei schicklicher Gelegenheit in der Kirche, es schmerze ihn, daß man sich bisher alle Jahre an seinem Eigenthum vergriffen habe, nicht der einigen Groschen wegen, die das Genommene werth sei, sondern wegen des Schadens, den die Frevler dabei an ihrer Seele nähmen. Diejenigen, welche seither ihren Theil, wie sie sich ausdrückten, selbst geholt hätten, möchten ihn doch einmal stehen lassen, und es würde, er versichere sie, so viel wachsen, daß er zur Erntezeit und an der Kirchweih in jedes Haus eine kleine Gabe aus seinem Garten schicken könnte, — ein Vergnügen, auf das er sich immer gefreut, aber immer vergebens gewartet hätte.

Die alten Bauern, welche unten in der Kirche saßen, nickten auch mit dem Kopfe, zum Zeichen wenigstens, daß ihnen das Vortheilhafte des gütlichen Vorschlags einleuchte. Die jungen Bursche dagegen, welche oben auf einer langen Bank gedrängt nebeneinander saßen, stießen sich fast unmerklich mit den

Ellenbogen. Und als die Salat- und Gurkenzeit wieder kam, ging es dem Pfarrer in Dürrenstein abermals, wie seinem weiland Amtsbruder, von dem der selige Luther erzählt: „Es wäre ein Prediger gewesen, der hätte auf der Kanzel die Ehebrecher übel gescholten und gesaget: Ich habe nun lange mit Worten die Ehebrecher gestraft, jetzt will ich sie auch mit der That strafen: denn ich weiß einen Ehebrecher unter diesem Haufen meiner Zuhörer, und ich sehe ihn vor meinen Augen, und kenne ihn so eben, daß ich ihn auch mit diesem Stein treffen will. Und hub den Stein auf und stellete sich, als wollte er nach dem Ehebrecher werfen. Da stunden ihrer zwanzig unter der Kanzel, die duckten sich Alle, und fürchtete ein Jeder, er würde auf ihn werfen. Da sagte der Pfarrherr: Ich meinte, es wäre nur Einer ein Ehebrecher unter Euch, so sollet Ihr wohl Alle Ehebrecher sein."

Was gilts, hätte der Pfarrer in Dürrenstein die Gurke, welche einmal seine Gartendiebe verloren, mit auf die Kanzel genommen und damit nach der langen Bank gezielt, es würden sich Alle geduckt haben, die darauf saßen.

Wenn man übrigens diesem Nachtzehenten tiefer auf den Grund sah, so fand man, daß er nicht allein von jener Lüsternheit herrührte, in der einst das Gesindel unter den Israeliten in der Wüste sprach: „Wir gedenken der Gurken und Melonen, die wir in Aegypten aßen." Diese Gartendieberei war vielmehr eine Ehrensache. Denn wenn in einer dunkeln Sommer-

nacht etwa drei Bauernbursche beisammen standen, und einem derselben fiel es ein, den Pfarrgarten, wie gewöhnlich, auszuzählen, so würden es die beiden andern für eine Schande gehalten haben, zurückzubleiben und das Abenteuer nicht mit zu bestehen.

Auf eine andere Weise sündigten die Dirnen, welche hinausgingen, für ihr Vieh Gras zu holen, wider das siebente Gebot.

Einmal kamen deren drei in den Wald, der dem Fürsten gehörte, und auf einen freien Platz darin, wo das Gras so hoch stand, wie auf der Ebene Saron im März. Denn die hohen Fichten, welche da standen, waren zwei Jahre zuvor gefällt worden und der Boden von guter Holzerde mit Gras fast so schnell überflogen, als ein Stück Brod mit Schimmel. In einer halben Stunde konnte man so viel mit der Sichel abhauen, als Marie, die älteste und stärkste unter den drei Dirnen, auf ihrem Rücken heimzutragen vermochte. Aber an den Tannen, die noch hie und da auf dem Platze standen, hingen große Strohwische, zum Zeichen, daß hier der Boden schon wieder besaamt und daher das Grasen nicht mehr erlaubt sei. Auch konnte man leicht die zarten Fichtenpflanzen sehen, welche von dem ausgestreuten Saamen aufgegangen waren und kräftig heranwuchsen, um das eingedrungene Gras wieder zu verdrängen und sich in den Besitz des mütterlichen Grund und Bodens zu setzen.

Marie, welche das siebente Gebot nicht nach der alten Dürrensteiner Weise auslegte, sagte daher schon,

als sie des ersten Strohwisches ansichtig wurde, zu ihren Freundinnen: „Da ist nichts; wir müssen um ein Haus weiter gehen.“ Diese aber spotteten ihrer und antworteten: „Warum nicht gar! Da müßten wir nicht recht gescheidt sein. Der Jäger ist auf der Hochzeit seiner Tochter in der Stadt, und ob der Fürst in hundert Jahren zwanzig Stämme mehr oder weniger hat, das macht ihn nicht reicher und nicht ärmer.“

Mit diesen Worten warfen sie ihre Körbe von dem Rücken und griffen nach den scharfen Sicheln. In einer halben Stunde war der Grasplatz fleckweise so kahl beschoren, wie der Schädel eines Türken, der aus der Badstube kommt. Zwar waren hundert und aber hundert fingerlange Fichtenpflanzen unter dem abgeschorenen Futter; das kümmerte aber die beiden Dirnen so wenig, als eine Kuh sich etwas daraus macht, welche in einen Garten bricht und das Gras darin sammt den Kohlpflanzen abweidet, auch nicht begreifen kann, warum die Bäuerin einen so heidnischen Lärm aufschlägt, wenn sie dazu kommt. Sie luden ihre Körbe, ohne sich mehr oder weniger Bedenklichkeiten zu machen, als eine solche Kuh, steckten nach der Sitte in Dürrenstein große Sträuße von Waldblumen oben darauf und kehrten froh über ihre Beute in das Dorf zurück. Jedermann bewunderte die zwei Lasten Gras, obgleich Alle wußten, daß es dem Fürsten aus dem Säckel und dem Förster aus dem Herzen geschnitten war.

Marie kehrte indeß aus dem Wald auf den Gersten-

acker ihres Vaters zurück. Hier raufte sie im Schweiß ihres Angesichts das Unkraut zwischen der spannenlangen Saat aus, und brachte in mehreren Stunden kaum so viel zusammen, als ihre beiden Kühe zu der Abendmahlzeit bedurften. Auch wurde sie auf dem Heimwege noch von einem Platzregen überfallen und kam nach Hause wie eine Maus aus dem Wassertroge.

Zu Hause wartete ihrer noch ein größeres Bad. Ihre Mutter nämlich, welche die beiden anderen Dirnen hatte heimkehren sehen, sah ihr von der Thüre aus mit Ungeduld entgegen, hieß sie Alles, nur keine Frau, und wollte wissen, warum sie so spät und nur mit einer Hand voll Gras heimgekommen wäre. Marie gab ruhig und ohne sich etwas darauf zu gut zu thun, aber auch unverhohlen die Ursache ihres langen Außenbleibens an und setzte hinzu: „Der Wald gehört einmal nicht uns, und das siebente Gebot sagt: Du sollst — —“

Aber ihre Mutter ließ sie nicht ausreden, sondern schrie: „Kommst schon wieder mit dem vermaledeiten Gebot!“ und gab ihr eine auf das Maul, wie jener Hohepriesterling dem Paulus, als der Apostel bezeugt hatte: „Ich habe mit allem guten Gewissen gehandelt vor Gott bis auf diesen Tag.“

Und wenn nun Marie so alt gewesen wäre, wie der Erzähler, so würde sie diesen Streich ins Gesicht ruhig hingenommen haben, einmal weil er von ihrer Mutter Hand kam und zweitens weil geschrieben steht: „Selig sind, die um Gerechtigkeit willen verfolgt werden, denn das Himmelreich ist ihr.“ Auch sollte man

eine Ohrfeige, die Einem rein um des Herrn willen zufällt, für die köstlichste aller Früchte halten. Man sollte einen dergleichen Streich nicht für eine Schmach, sondern für einen wahren Ritterschlag im Reiche Gottes ansehen, man sollte billig seine Wange, die also berührt wurde, für eine geweihte betrachten, wie der König seine gesalbte Stirne.

Aber Marie, welche in jenem Augenblick ihre Ueberlegung nicht so beisammen hatte, wie der Erzähler an seinem Schreibtisch, Marie, die wahrscheinlich von dem alten Menschen noch so wallendes Blut in ihren Adern hatte, als damals Paulus vor dem Ananias, Marie hielt ihre beiden Hände vor das Gesicht und erhub ein entsetzliches Geschrei.

Wie aber bei uns an der Altmühl, so gingen auch in Dürrenstein die meisten Fußwege, die vom Feld herein in das Dorf führen, durch die Gärten hinter den Bauernhöfen. Auf einem solchen Pfade nun kam der Pfarrer, von einem Spaziergang zurückkehrend, an den Stall, wo das Zetergeschrei stattfand, und fragte nach der Ursache desselben. Die Bäuerin, noch im größten Unwillen, erzählte den Hergang brockenweise, wie es ihr der Zorn zuließ und endigte mit der Bemerkung: „Aber das kommt von den Dummheiten her, die man jetzt in der Schule und an andern Orten den Kindern in den Kopf setzt. Man kann sie zu nichts mehr brauchen. Aber ich weiß schon, was ich thue. Deine Schwester muß wieder heim, und Du kannst Dich verdingen, wann und wohin Du willst. Mögen andere Leute schauen, wie sie mit der Närrin zurecht kommen."

Da nahm der Pfarrer für Marie das Wort und erwiderte: „Liebe Frau, wie wär's, wenn mein Weib es mit Eurer Marie versuchte? Da ist das Haftgeld. Ist's Euer Ernst, so schlagt ein."

Die Bäuerin aber war froh, daß sie, wie sie sagte, von ihrem Ueberbein erlöst wurde, und schlug ein. Marie dankte Gott, daß sie zu Leuten kommen sollte, die sie verstanden. Die Pfarrerin, deren Mägde es bisher mit dem siebenten Gebote nicht sehr genau genommen hatten, pries den Herrn dafür, daß er ihr eine wiedergeborene Seele zuführte.

Marie blieb zwanzig Jahre im Pfarrhause, und wäre noch länger geblieben, wenn nicht ein wohlhabender Mann in der Stadt, ein Wittwer und Wirth, der zu seiner großen Einkehr eine Gehilfin brauchte, sie als Frau heimgeholt hätte.

So wirkte der Herr durch den Schulmeister und Pfarrer zuerst in der Seele der Jungen. Zuletzt kam die Reihe auch an die steinernen und ledernen Herzen der Alten. Davon aber nicht mehr als ein einziges Exempel, um den nachsichtsvollen Leser nicht zu ermüden.

Die Bauern Andreas Schneck und Jakob Dorn wohnten einander gerade gegenüber. Weil jedoch die breite Gasse des Dorfes zwischen ihren Höfen lag, wie der Kanal zwischen den Franzosen und Engländern, so irrten sie sich nicht, wenigstens so lange sie zu Hause waren. Desto mehr aber draußen auf dem Felde. Denn da lagen ihre Wiesen so, daß der Schneck nicht auf die seinige kommen konnte, ohne über die seines Grenznachbars zu gehen oder zu fahren.

Wenn nun der Schneck gesinnt gewesen wäre, wie Vater Abraham, da er zu seinem Vetter Laban sprach: „Lieber, laß nicht Zank sein zwischen mir und Dir, denn wir sind Brüder,“ so hätte er ein für alle Male zu seinem Nachbar gesagt: „Wenn Du Mist fährst, so sag's mir, daß ich auch fahre, und wenn Du mähen willst, so laß mir's sagen, daß ich auch mähe.“ Und die zwei Wiesen würden dann gewesen sein, wie eine. Aber der Schneck war dem Dorn und der Dorn dem Schneck nicht gut, und dieser schätzte seine Wiese noch einmal so hoch, als sie werth war, weil sie ihm das Jahr über wenigstens drei Mal Gelegenheit gab, seinen Widersacher zu ärgern.

Darum fuhr er auch den Dünger auf sein Grundstück nicht im Winter, wann es gefroren hatte und der Boden fest war, sondern er wartete bis in den weichen April. Denn da schnitten die Räder seines Wagens und traten die Hufe seiner Gäule recht tief in die Wiese und durch sie hindurch in das Herz seines Nachbars. Sein Eigenthum litt zwar auch darunter: aber er achtete es nicht. Er gehörte zu Denen, die recht gern ihr eines Auge darum geben, wenn ihr Feind seine zwei dafür lassen muß. Und sagte der Dorn in solchen Fällen zu seinem Widerwärtigen: „Den Schaden, den Du mir thust, kannst Du in Ewigkeit nicht verantworten,“ so versetzte der Schneck ganz trocken: „Es ist halt so,“ und kam in der nächsten Stunde mit einem Fuder, das noch ein Mal so schwer war, als das erste.

Wenn dagegen der Heumonat kam, ging der

Schneck, wo es nur halbweg möglich war, mit seiner Sense eher an das Mähen, als sein Nachbar. Denn das war ja die andere Gelegenheit, seinem Feinde das schöne Futter in den Grund zu fahren und damit einen neuen Stachel in das Herz zu drücken. Und wenn der Dorn in solchen Fällen äußerte: „Du ärgerst mich noch zu todt," war der Schneck desto vergnügter und antwortete in seiner trockenen Manier: „Es ist halt so."

Einmal aber wurden der Dorn und seine zwei Söhne von ihrem Aerger übermannt, fielen mit Holzäxten über den Mistwagen ihres Widerwärtigen her und zerschlugen ihn. Es blieb keine Felge und keine Speiche neben der andern, sondern die Trümmer lagen umher, als sollten sie kurzes Holz für den Ofen sein. Das war dem Schneck noch lieber, als das bloße Murren und Seufzen seines Nachbars. Er ging in das Gericht und verklagte ihn, und der Dorn wurde verurtheilt, die Gerichtskosten zu zahlen und dem Nachbar seinen Schaden so zu vergüten, daß dieser sich für den alten einen neuen Wagen anschaffen konnte. Als er das Geld im Amt erlegte, sagte er mit einem Seitenblick auf seinen Gegner: „Das ist Blutgeld." Aber sein Widersacher blieb dabei so kalt wie eine Eisgrube, und antwortete, wie gewöhnlich: „Es ist halt so."

„Jetzt bleib ich nimmer hier, sondern verkaufe Alles, was ich habe und ziehe mit Sack und Pack nach Amerika," sagte der Dorn, als er aus dem Amt nach Hause gekommen war, zu seinem Weibe und seinen

Söhnen. Diese aber hatten indeß unter sich ausgemacht, dem Schneck wegen seines angeblichen Rechts über ihre Wiese zu fahren, einen Prozeß an den Hals zu hängen. Statt in die neue Welt ging also der Dorn des andern Tags in die Stadt und übergab seinen Handel dem einen Advokaten daselbst. Der Schneck, als er hörte, daß er verklagt wäre, nahm den andern. Es begann ein siebenjähriger Prozeß, und obgleich der Dorn mit seinen Leuten ganz gewiß wußte, daß er ihn gewinnen würde, so verlor er ihn doch in allen drei Instanzen, und mußte nicht allein den Advokaten bezahlen, der für ihn, sondern auch den andern, der wider ihn gewesen war und den Sieg über ihn davon getragen hatte. „Das ist himmelschreiend," sagte er daher, als er das Schmerzensgeld hinzählte. Aber sein Widersacher blieb dabei so ruhig, wie ein Schraubstock, und erwiderte, indem er seinen Theil einstrich: „Es ist halt so."

Durch bittern Schaden weich gemacht, kam nun Dorn auf einen bessern Gedanken, und beschloß, seine Wiese, diesen theuern Zankapfel, zu verkaufen. Aber Jeder, dem er sie anbot, antwortete: „Die mag ich nicht geschenkt." Deßwegen ließ er nun das Grundstück amtlich ausschreiben und einen Termin zu dessen Versteigerung anberaumen. Und als der Tag der Versteigerung gekommen war, begaben sich der Amtsaktuar mit dem Gerichtsdiener und der Dorn auf die Wiese und warteten auf die kauflustigen Seelen. Aber es stellte sich keine ein. Denn ob auch Viele im Dorf und in der Umgegend Lust hatten zu der guten

Wiese, so verging ihnen doch das Verlangen darnach, wenn sie an den Grenznachbar dachten, den sie dazu kaufen sollten, und würde ihnen noch mehr vergangen sein, wenn sie ihn selbst gesehen hätten, wie er auf seiner Wiese hin und her stieg und ganz ruhig die Maulwurfshügel auseinander warf, während Dorn und der Gerichtsschreiber auf der ihrigen standen und immer verdrießlicher wurden, wie Leute, die auf den Kaiser von China warten sollen und wissen, daß er nicht kommt. Dem Aktuar riß endlich der Geduldfaden ganz und gar. Er gab dem Amtsdiener die Akten und sagte: „Da dürften wir bis an den jüngsten Tag stehen bleiben, und es käme doch Niemand. Weiß Er was, lieber Dorn, jetzt bezahlt Er mir die Sporteln und mein Taggeld. Dann sind wir wieder so gut, wie zuvor.“ Und der arme Dorn zog abermals seinen Beutel und seufzte, indem er der Gerichtsperson die blanken Thaler in die Hand legte: „So muß es gewiß noch keinem Menschen ergangen sein, wie mir.“ Schneck aber, der eben den letzten Maulwurfshaufen auseinander gekratzt hatte, ging mit dem Rechen auf der Schulter vorüber und sagte, als wenn er mit sich selber spräche: „Es ist halt so.“

Und im Sommer darauf ließ er sein Haus anstreichen, und auf die Wand, welche der Gasse zugekehrt war, schreiben: „Es ist halt so.“ Mit großen Frakturbuchstaben, so daß es der Dorn von seiner Stube aus lesen konnte ohne Brille, und fast lesen mußte, so oft er einen Blick auf das Haus seines Widerwärtigen warf. Es wäre wohl besser gewesen,

wenn der Schneck bei der alten guten Gewohnheit verblieben wäre, und einen Segensspruch oder ein Bibelwort oder eine Einladung für die Armen und Fremdlinge gewählt hätte. Aber Schneck wollte seine armen Nachbarsleute vollends zu todt ärgern und an ihrem Grabe sagen: „Es ist halt so."

Doch will der Erzähler nicht behaupten, daß er mit seiner Inschrift diese Absicht verbunden hat, um so weniger, als die Sache unvermuthet eine Wendung nahm, die zu einem Ausgang führte, den Niemand vorhergesehen hatte und der unentschieden ließ, ob Schneck diese Hoffnung wirklich hegte oder ob sie ihm von andern Leuten nur untergeschoben war.

Denn während Dorn, was er schon viel eher hätte thun sollen, sich von dem Nachbar durch Nichts mehr ärgern ließ, und nach und nach die Scharte wieder auswetzte, welche der Prozeß in sein Vermögen gemacht hatte, auch mit Gottes Hilfe und Selbstüberwindung es dahin brachte, daß er für seinen Feind beten konnte, kam in dem neuangestrichenen Hause ein Unfall auf den andern.

Zuerst wurden die drei Pferde rotzig, bald darauf, nachdem sie eine Fuhre Waizen in die Stadt gebracht hatten. Die Fallknechte führten die schönen spiegelglatten Rappen sammt dem neuen Geschirr fort, und erstachen und verscharrten sie auf dem Schindanger. Alle Leute schauten durchs Fenster oder traten an das Hofthor, als die armen Thiere das Dorf hinuntergeführt wurden. Aber so viele Gesichter Schneck auch sehen konnte, so bemerkte er doch in keinem eine

Spur von Mitleiden, sondern es war ihm vielmehr, als stünde in jedem geschrieben: „Es ist halt so.“ Und als der Zimmermann kam, die alten Dielen nebst der Krippe und der Raufe herausriß und Alles neu machte, war weder in seiner Miene noch in seinen Worten ein besserer Trost zu finden.

Bald darauf stieg Regina, die jüngere von den zwei Töchtern des Bauern, in der Scheune bis unter den Dachgiebel hinauf, um ihrem Vater unten in die Dreschtenne Garben herunter zu werfen. Ein Bret, das nicht angenagelt war, schnappte unter ihrem Fuße aus, und sie stürzte aus einer Höhe von wenigstens dreißig Schuh herab. So schnell sie aber fiel, so erreichte sie der Tod noch im Fallen an einem Balken, an welchem sie den Kopf zerschmetterte. Ohne mehr einen Seufzer auszustoßen, lag sie vor ihrem Vater. Auch in der ganzen Scheune regte sich kein Laut. Und doch war es dem Alten, als schnaubte es aus jedem finstern Winkel: „Es ist halt so.“

Zuletzt nach Allem wurde er selbst krank, wußte aber nicht, wo es ihm fehlte, sondern antwortete, wenn man darnach fragte: „Ueberall.“ Was er sonst gern aß, ekelte ihn an, er konnte nicht sagen, daß ihn nur Eine Faser am ganzen Leibe schmerze, und doch war es ihm in seinem ganzen Leben nicht so wehe gewesen, als jetzt. Seine alten Freunde, die ihn besuchten, waren ihm zuwider. Mochten sie, ihn zu trösten, sagen, was sie wollten, es war ihm so viel, als hätten sie geradezu gesagt: „Es ist halt so.“ Endlich kam auch der Pfarrer, der lange nicht mehr

zu ihm gekommen war. Damals aber sagten die älteren Leute in Dürrenstein noch zu ihrem Seelsorger: „Herr Magister," und der Patient antwortete daher auf die Frage, wie es ihm ginge, „Herr Magister, geb' Er sich keine Mühe. Bei mir hilft nichts mehr. Es ist am besten, Er sagt auch, wie die Andern, es ist halt so."

Aber der Pfarrer antwortete: „Das sage ich nicht um die ganze Welt. Sondern ich weiß noch drei Mittel, und wenn Ihr die eins nach dem andern gebrauchen wollt, so kann es noch besser mit Euch werden, ja besser, denn es zuvor war. Ihr müßt nämlich vor allen Dingen wieder auslöschen, was Ihr an Euer Haus geschrieben habt."

„Und was hernach?" fragte der Patient etwas beleidigt und ärgerlich.

„Das werde ich Euch sagen," erwiderte der Pfarrherr, „wenn Ihr das erste Mittel gebraucht habt und wenn ich wieder komme. Indeß will ich für Euch beten."

Damit nahm er Hut und Stock in die Hand und entfernte sich schnell, weil er die erste Wirkung seines bitteren Tränkleins nicht abwarten wollte. Und kaum hatte er die Hausthüre hinter sich zugemacht, so fing auch der Patient an, gegen sein Weib und seine Tochter über die Zumuthung des Pfaffen, wie er sich ausdrückte, zu schimpfen. Aber die Gnade des Herrn, der noch den Brand aus dem Feuer reißen wollte, ließ sein Uebelbefinden und damit die Angst und Unruhe seines Herzens so wachsen, daß er end-

lich einen Maurer kommen und die Inschrift an seinem Hause übertünchen ließ, und zwar so gut, daß auch für das schärfste Auge nicht ein Buchstabe mehr durchschimmerte.

Sobald der Pfarrer dies erfuhr, besuchte er seinen Patienten wieder und sagte: „Das böse Wort stand nicht allein an Eurem Hause, sondern steht auch noch in dem Herzen Eures Nachbars, und muß auch da ausgelöscht werden, wenn Ihr wieder an Leib und Seele genesen wollt."

„Aber um alle Welt, Herr Magister, wie soll ich das machen? Ich kann doch nicht den Maurer in sein Herz schicken und es überweißen lassen, wie die Wand an meinem Hause," erwiderte der kranke Schneck, sichtbar verdrüßlich über das zweite Recept, das ihm der Pfarrer vorschrieb, und die zwei rothen Flecken auf seinen Backenknochen wurden noch ein Mal so groß.

„Das," fuhr der Seelenarzt ganz ruhig fort, „könnt Ihr auch nicht durch einen Andern, am wenigsten durch einen Maurergesellen, sondern Ihr müßt es selbst thun. Das heißt, Ihr geht heute oder morgen, am besten im Zwielicht nach dem Gebetläuten, zu dem Dorn hinüber. Und wenn ihr Etliches über das schöne Wetter und dergleichen mit ihm geredet habt, fangt Ihr an und sprecht: Nachbar, was zwischen uns vorgefallen ist, thut mir herzlich leid, und ich bitte Dich, lösch das böse Wort auch in deinem Herzen aus, wie ich an meinem Haus. Es soll nicht mehr über meine Lippen kommen."

Mit diesen Worten nahm er die Thüre in die Hand und ging schnell zum Tempel hinaus. Denn er wollte wieder nicht die erste Wirkung seines bitteren Tränkleins abwarten. Und kaum hatte er den Rücken gewendet, so warf sein Patient die Pelzkappe auf den Tisch und begann: „Den Pfaffen soll doch — —" und endigte mit einer bösen Litanei, welche nicht aus der Feder des Erzählers will. Aber sein Uebelbefinden, welches nach dem Gebrauch des ersten Mittels, das ihm der Pfarrer verordnet hatte, erträglicher geworden war, wurde wieder schlimmer. Sein Nachbar, der Bader, meinte, deswegen, weil er sich über den Pfarrer so geärgert hätte; der Erzähler dagegen glaubt, darum, weil die Gnade des Herrn dem Seelenarzte zu Hilfe kommen wollte. Kurz, es mag nun dieses oder jenes, oder beides zugleich gewesen sein, der Patient nahm endlich doch das bittere Tränklein, das ihm verschrieben war, ging des andern Tags zu seinem Nachbar und that, was ihm der Pfarrer gerathen hatte. Und der Nachbar weinte vor Freuden, als er ihm die Hand zur Versöhnung reichte, und der Patient sagte, nachdem er wieder heim gekommen war, es wäre ihm, als hätte man einen Centnerstein von seiner Brust gewälzt, so leicht sei es ihm seit einer halben Stunde.

Sobald der Pfarrer dieß erfuhr, besuchte er seinen kranken Mann wieder und sagte: „Lieber Schneck, das freut mich von ganzem Herzen, daß es mit Euch so erträglich geht. Soll es aber ganz gut werden,

so müßt Ihr auch das dritte Tränklein einnehmen, das aber schon nimmer so bitter schmeckt, als die beiden ersten. Ihr habt nun das böse Wort an Eurer Wand und in dem Herzen des Nachbars ausgelöscht, aber es steht noch in dem großen Buch d'roben, in das alle unsere Schulden klein und groß eingetragen sind. Und da müßt Ihr auch noch einen Strich durchmachen lassen, wie ein Gläubiger zu seinem Schuldner sagt: „„Alle deine Schuld habe ich dir erlassen"" und zugleich einen Riß durch das ganze Blatt in seinem Buche macht. Glaubt mir, lieber Schneck — —"

Aber der Patient ließ den Pfarrer nicht ausreden, sondern versetzte ganz zerknirscht und voll Jammer: „Aber, Herr Magister, wie soll ich das machen?"

„Das," antwortete sein Doktor, „das könnt Ihr nicht selbst thun. Den Arm, der bis zu dem Buch der göttlichen Gerechtigkeit und Heiligkeit hinauf reicht, habt Ihr nicht, und die Feder, die den Strich machen darf, auch nicht, und die rothe Dinte, die eine so kohlschwarze Schuld löschen kann, noch weniger. Ihr müßt es durch einen Andern thun lassen. Und kennt Ihr denn diesen Mann nicht mehr, von dem Johannes schreibt: Meine Kindlein, solches schreibe ich euch, auf daß ihr nicht sündiget. Und ob Jemand sündiget, so haben wir einen Fürsprecher bei dem Vater, Jesum Christum, der gerecht ist. Und derselbige ist die Versöhnung für unsere Sünden?"

In diesem Augenblicke fiel ein Strahl himmlischen Lichts in die zerknirschte Seele des Sünders, daß er

rief: „O ja, Herr Magister, o ja, ich kenn' Ihn wieder, und ich will Ihn auf den Knieen bitten, daß er meine Schuld für mich bezahlt, und meinen Schuldschein an sein Kreuz heftet zu den andern, die er schon bezahlt hat. Ja, ich glaube es wieder und weiß es ganz gewiß, das Blut Jesu Christi, des Sohnes Gottes, macht uns rein von allen Sünden. Amen."

Und der Patient betete noch in derselben Nacht viel, und wurde erhört und genas nicht nur an seiner Seele, sondern auch an seinem Leibe. Sein Weib aber starb bald darauf, und er gab seinen Bauernhof und seine Tochter dazu dem jüngeren Sohn des Nachbar Dorn. Und als er beim Hochzeitmahle mit diesem seinen Bissen Brod in eine Schüssel tauchte, war seine Seele voll Preis und Dank.

Ja, was noch mehr ist, der bekehrte und wiedergeborene Sünder wurde den Leuten in Dürrenstein ein Prediger der Gerechtigkeit, nicht nur durch sein Exempel, welches auf dem Lande, wo die Feindschaften am hartnäckigsten sind, zu den allerseltensten Beispielen gehört, sondern auch durch seine Ermahnungen und Warnungen, die er oft auf dem Felde, oder auf der Bank vor dem Hause oder hinter dem Ofen hervor besser anbringen konnte, als der Prediger die seinen von der Kanzel.

In Summa: der Pfarrer und der Schulmeister konnten zuletzt mit dem geistlichen Zustande ihrer Gemeinde ganz zufrieden sein. Und gab es im Dorfe auch noch

etliche Pharisäer und Sadducäer unter den Alten und unter den Jungen etliche Rosse und Mäuler, so konnte doch, wer Augen hat zu sehen, schon von ferne Zaum und Gebiß sehen, die ihnen Gottes Gnade in das Maul legen würde, um sie zum Stehenbleiben und dann auf den rechten Weg zu bringen.

Der Wunderdoctor zu Dürrenstein.

Am Ende des Thales, in dem Dürrenstein liegt, gegen eine große Ebene zu, stand mitten unter großen Obstbäumen ein einstockiges, weißes Haus mit neugrünen Läden, und in demselben wohnte der Fallmeister Valentin Lenz.

Dieser Mann hatte aber mit der Fallmeisterei nicht mehr zu thun, als die Chirurgen in großen Städten, die zugleich Badstuben besitzen, mit dem Rasiren. Die Fallhütte stand eine Viertelstunde von dem Haus entfernt an dem Saum eines Eichenwaldes, und drei Knechte besorgten die Geschäfte, die durch einen weiten Distrikt hin mit dieser Hütte in Verbindung standen. Herr Lenz, wie ihn die Bauern titulirten, machte den Doktor, und zwar auf eine weit bequemere Weise, als ein Arzt in unserer Zeit, was der freundliche Leser gern zugeben wird, wenn er meiner Erzählung durch eine Stunde der Thätigkeit dieses hilfreichen Mannes folgt.

Herr Lenz kehrte nämlich eines Tages aus der Stadt zurück in sein Landhaus. Denn diesen Namen verdiente seine Wohnung wegen ihrer schönen

Lage und wegen der großen Wohlhabenheit und Sauberkeit, die sich darin alleuthalben kund gab. Sein volles und blühendes Antlitz glänzte theils von dem Glas alten Rheinweins, den er bei dem Apotheker, seinem Geschäftsfreunde getrunken hatte, und theils von der Freundlichkeit, womit er seine Frau grüßte, die ihm unter die Thüre entgegen kam.

Sein erstes Geschäft war, die verschiedenen Sachen auszupacken, welche er in der Apotheke geholt und in den beiden großen Seitentaschen seines dunkelblauen Oberrocks untergebracht hatte. Dann warf er sich in seinen Armstuhl, wie ein Mann, der nach einem ungewöhnlichem Tagewerk die Ruhe wohl verdient zu haben glaubt. Seine Gehilfin aber begann die auf den Tisch gelegten Arzeneien in die Hausapotheke zu schaffen, die in der Kammer neben der Wohnstube angebracht war.

Die ersten zwei Pakete, nach denen sie langte und die sie nahm, wie sie aufeinander lagen, enthielten das eine Weinstein, und das andere Mausgift. Herr Lenz erhub sich daher etwas in seinem Armstuhl und sagte: „Hartwig, da paß auf. In dem blauen Papier ist Weinstein und in dem weißen ist Mausgift. Den Weinstein thust Du in die Schublade Nummer 5 und das Mausgift schüttest Du in die Schublade Nummer 6. Ein andersmal will ich dem Apotheker sagen, daß er die Nummern darauf schreibt, dann kannst Du nicht fehlen.“ Ein drittes Paket war in der Tasche des Doktors etwas locker geworden. Frau Hartwig öffnete es vollends und fand darin ein feines,

hochrothes Pulver, das so einladend und appetitlich hersah, daß sie ihren Finger mit der Zungenspitze benetzte und im Begriffe war, es zu kosten. Zum Glück aber bemerkte dieß ihr Mann hinter dem Ofen und rief: „Halt! halt! das ist Brechweinstein.“ Und seine lüsterne Hälfte fuhr nun mit der rothen Fingerspitze nicht an den Mund, sondern an die Schürze und erwiderte: „Daß Dich der Kukuk, sonst war ja das Brechpulver immer schneeweiß.“ „Ja freilich,“ antwortete der Doktor, „aber der Apotheker hat dießmal Purpurwürmer darunter gerieben, und gesagt, es sehe appetitlicher aus, wenn man es so mit Aqua Fontana mische.“ „Was ist denn Aqua Fontana?“ fragte Frau Hartwig weiter. „Es ist Brunnenwasser,“ erklärte ihr Mann, „und die Maaß davon kostet in der Apotheke einen Kronenthaler.“

Und so ging es weiter. Die Eheleute plauderten in dieser vertraulichen Weise noch eine Weile. Die Doktorin nahm die Pakete und der Doktor nannte ihr die Nummern der Schubladen und Gefäße, worein der Inhalt derselben gethan werden solle. Blos für eine Schachtel mit einem braunen und geruchlosen Pulver war in der Hausapotheke noch kein Fach bestimmt, und Herr Lenz im Sorgenstuhl sagte daher: „Hartwig, das ist ein neues Medicament, nämlich getrocknetes Menschenfleisch, das, wie der Apotheker mir sagte, bei Ueblichkeiten, welche aus dem Magen kommen, die besten Dienste thut.“

Hartwig. — Aber woher in aller Welt bekommt man denn diese seltsame Waare?

Herr Lenz. — Aus Aegyptenland, wo die Kinder Israel gewesen sind. Daselbst wurden die vornehmen Leute nicht begraben, wie bei uns, sondern man wickelte ihre Leiber in Spezereien und köstliche Leinwand, und legte sie in trockene Grüfte. Darin findet man sie noch heut zu Tage und verkauft sie stückweise an die Apotheker.

Hartwig. — Aber wenn Leute darunter wären, die bei den Aegyptischen Plagen an der Pestilenz oder an den schwarzen Blattern ihren Geist aufgaben, das wäre denn doch so eine Sache.

Herr Lenz. — Ei, das muß man nicht so genau austüpfeln. Und überdieß nimmst weder Du noch ich von dem Pulver ein, sondern ich will es vorläufig nur an den Bauern probiren.

Mit dieser Erklärung ließ sich auch Frau Hartwig zufrieden stellen, streifte die übrigen kleineren Päcktchen zusammen in ihre untergehaltene, schneeweiße Schürze und trug sie hinaus in die Kammer, damit der Doktor sie mit Bequemlichkeit in die gehörigen Fächer ordnen könnte, nachdem er ausgeruht hätte.

Als sie in die Stube zurückkehrte, sah sie den sanften Abhang, an welchem die Fallmeisterei lag, ein Weib aus Dürrenstein herauskommen, und rief ärgerlich darüber: „So hast Du doch bis an den späten Abend keine Ruhe! Da kommt schon wieder Jemand. Das ewige Gescheer!" Herr Lenz aber sprang mit den Worten: „Wenn es nur wacker Wolle dabei giebt," munter aus seinem Armstuhl auf, raffte Rock, Hut

und Stock, welche er abgelegt hatte, zusammen, und eilte über Hals und Kopf zur Stubenthüre hinaus. Frau Hartwig setzte sich wieder an ihr halbfertiges Hemde von blendend weißer Leinwand, und fuhr fort die feinen Fältchen an dem einen Aermel zu Faden zu schlagen, bis die Dürrensteiner Bäuerin in die Stube trat und fragte, ob der Herr Lenz nicht zu Hause wäre.

Frau Hartwig. — Ihr müßt viel lauter reden. Hab' einen Fluß in den Ohren und hör' nicht recht.

Bäuerin. — Ist der Herr Lenz nicht daheim?

Frau Hartwig. — Nein, für diesmal nicht, wird aber bald heimkommen. Wo fehlt's denn?

Bäuerin. — Mir fehlt, Gott Lob, nichts; aber der Bauer ist ganz marode.

Frau Hartwig. — Vielleicht an der Ruhr, von der man jetzt so viel hört?

Bäuerin. — Nein, gestern hat er Etwas gegessen, und seit der Zeit ist er sterbenskrank.

Frau Hartwig. — Was liegt ihm denn im Magen, vielleicht neubackenes Brot?

Bäuerin. — Nein, Pfifferling in Schmalz geröstet und Eier daran geschlagen.

Frau Hartwig. — Und vielleicht nur zwei oder drei Gabeln zum Versuchen.

Bäuerin. — Ja, der läßt sich gewiß was sagen! Es war ein Hut voll Pfifferling und um zwei Batzen Eier. Jetzt drückt's ihm schier das Herz ab. Muß ein böser Thau auf die Dinger gefallen sein.

Fr. Hartwig. — Und ist noch nichts gebraucht worden?

Bäuerin. — Ja, die Barbara, die Haushälterin vom Herrn Pfarrer.

Frau Hartwig. — So, so! Was die wohl gerathen hat?

Bäuerin. — Drei Löffel Baumöl. Weil aber im ganzen Dorf keins aufzutreiben war, so haben wir ihm Leinöl eingeschüttet. Und seit der Zeit ist's eher schlimmer, als besser. Er schreit in Einem Stück, wie ein Türk.

Frau Hartwig. — Da stehts freilich nicht gut. Ich will nur lugen, ob der Herr Lenz noch nicht kommt.

Mit diesen Worten ging die Fallmeisterin hinaus und wenige Augenblicke darauf trat ihr Mann herein, den Hut auf dem Kopf und den Stock in der Hand, mit starkem Blasen und überhaupt mit allen Zeichen eines unmüßigen und vielangelaufenen Geschäftsmannes. Er ließ daher auch die Haberbäuerin, die einen förmlichen Spruch begonnen hatte, nicht ausreden, sondern unterbrach sie alsbald mit der Frage, ob sie keinen Urin von dem Patienten mitgebracht habe.

„Ja, Herr; ich weiß aber nicht, ob es genug sein wird," erwiderte die Gefragte und wickelte eine Quartflasche aus ihrem Sacktuche.

„Wer's versteht, versetzte der Doktor, für den ist ein Fingerhut genug." Dann spreizte er die Füße weit auseinander, hielt das Glas gegen das Fenster und sprach in einzelnen abgebrochenen Sätzen: „der Patient ist ein Mannsbild in den Vierzigern — Drücken gegen die Brust und Schneiden im Unterleib — ist aber auch kein Wunder — in seinem Ma-

gen sieht's bös aus — Pfifferlinge, Eier und Leinöl — wird viel sein, wenn er nicht schon gestorben ist."

Die Haberbäuerin entsetzte sich über den Wahrsagergeist, der aus Herrn Lenz sprach, und bat ihn dann um so vertrauensvoller und dringender, ihr Etwas mitzugeben, koste es auch, was es wolle. Der Doktor aber begab sich mit wichtiger und nachdenklicher Miene in seine Hausapotheke, löste von dem rothen Pulver, das er erst mitgebracht hatte, eine ziemliche Portion in Aqua Fontana auf, that einen Tropfen Citronenöl dazu und gab das Ganze der Bäuerin mit der Anweisung, dem Patienten von Viertelstunde zu Viertelstunde so lange einen Eßlöffel von der Arznei zu geben, bis er sich wieder ganz erleichtert fühle. Ein Kronenthaler aber war der Lohn, den er für seine Bemühung verlangte und sehr gern erhielt, und die gute Wirkung, die seine Arznei hatte, vermehrte seinen Ruhm um ein Großes.

Meint übrigens der freundliche Leser, der Wunderdoktor habe an der Stubenthüre gehorcht, während Frau Hartwig der Bäuerin die Zunge löste, so thut er dem Ehrenmanne Unrecht. Nein, über der Wohnstube war eine Kammer und in der Decke zwischen beiden eine mit einem feinen Drahtgitter versehene Oeffnung. An diese hielt Herr Lenz sein Ohr, während sich seine Frau harthörig stellte und von den Leuten mit lauter Stimme erzählen ließ, was ihr Mann zu wissen nöthig hatte, um in dem Urin nicht falsch zu lesen.

Der kleine Friedensbote.

Ein Gerber und ein Bäcker waren einmal Nachbarn, und die gelbe und weiße Schürze vertrugen sich aufs Beste. Wenn dem Gerber ein Kind geboren wurde, hob es der Bäcker aus der Taufe, und wenn der Bäcker in seinem großen Obstgarten an die Stelle eines ausgedienten Invaliden einen Rekruten bedurfte, ging der Gerber in seine schöne Baumschule, und hob den schönsten Mann aus, den er darin hatte, eine Pflaume, oder einen Apfel, oder eine Birne, oder eine Kirsche, je nachdem er auf diesen oder jenen Posten, auf einen fetten oder magern Platz gestellt werden sollte. — An Ostern, an Martini und am heiligen Abend kam die Bäckerin, welche keine Kinder hatte, immer, einen großen Korb unter dem Arme, zu den Nachbarsleuten hinüber und theilte unter die kleinen Pathen aus, was ihr der Hase, oder der gute Märtel, oder gar das Christkindlein selbst unter die schneeweiße Serviette gelegt hatten. — Je mehr sich die Kindlein über die reichen Spenden freuten, desto näher rückten sich die Herzen der beiden Weiber, und man brauchte keine Zigeunerin zu sein, um aus dem

Satz in ihren Kaffeeschaalen zu prophezeien, daß sie einander immer gut bleiben würden.

Aber ihre Männer hatten ein jeglicher einen Hund, der Gerber als Jagdliebhaber einen großen, braunen Feldmann, und der Bäcker einen kleinen, schneeweißen Mordax. Beide meinten die besten und schönsten Thiere in ihrem Geschlechte zu haben. Und da geschah es denn eines Tages, daß Mordax ein Kalbsknöchlein gegen den Feldmann behauptete. Denn er hatte wahrscheinlich vergessen, daß es nicht gut sei, einem großen Herrn etwas abzuschlagen. Vom Knurren kam es zum Beißen, und ehe sich der Bäcker von seiner grünen Bank vor dem Hause erheben konnte, lag sein Hündlein mit zermalmtem Genick vor ihm und der Feldmann lief mit dem eroberten Knochen und mit eingezogenem Schweif davon. Sehr ergrimmt und entrüstet warf der Herr des Ermordeten dem Raubmörder einen gewaltigen Stein nach. Aber was halfs? Die Handgranate flog nicht dem Hunde an den Kopf, sondern dessen Besitzer durch das Fenster, mitten auf den Tisch, an dem er gerade die Augsburger las, und machte in den Wiener Congreß ein Loch. Ohne zu fragen, woher der Schuß gekommen sei, riß der Gerber den zertrümmerten Fensterflügel auf und fing an zu schimpfen. Der Nachbar in der weißen Schürze und mit den aufgestülpten Hemdärmeln blieb nichts schuldig, Kinder und Leute liefen zusammen, und — hätte ich ihn nur sehen können! — Satan stand gewiß in einer Ecke der Gasse und blies mit vollen Backen in das Feuer. Der Bäcker

verließ den Kampfplatz zuerst, aber nur um seinen Nachbar bei Gericht zu belangen. Die Sonne ging über dem Zorn der beiden Männer unter, und den Tag darauf wurden sie vor Gericht geladen. Der Gerber wurde verurtheilt, den todtgebissenen Mordax mit einem Reichsthaler zu büßen, da doch, wie er sich als Jagdliebhaber ausdrückte, der kleine Schäfer nicht einen Groschen werth gewesen sei. Der Bäcker mußte für den zertrümmerten Fensterflügel und das Loch in der Zeitung nicht viel weniger bezahlen und sich mit seinem Widerpart in die angelaufenen Sporteln theilen.

Von nun an war zwischen den beiden Familien eine große Kluft befestigt. Hinüber und herüber über die Gasse flog kein freundliches Wort mehr. Ging die Gerberin links zur Kirche, so nahm die Nachbarin ihren Weg rechts, saß der Bäcker im Posthause außen in der Stube beim Bier, so nahm der Gerber seinen Platz im Kabinet. Für den ganz schuldlosen Theil, für die Kinder des Gerbers, gaben weder der Osterhase, noch der gute Märtel, noch das heilige Kind durch die Frau Pathin mehr etwas ab.

So ging es fast drei Jahre. Einmal, am Ende des dritten, setzten sich der Gerber und seine Hausfrau Nachmittags an den Tisch, um ihren Kaffee zu trinken. Aber als die Gerberin die Tischlade herauszog, war kein Wecken zum Einbrocken darin. Ihr kleiner Helm, der neben ihr auf den Zehen stand und auch hineinschaute, rief sogleich: „Mutter, einen Groschen! ich hole das Brod." Dann wandte er sich in seiner kindlichen Eilfertigkeit an den Vater und sagte:

„Heut' aber lauf ich nicht lange herum, und wenn es beim Thorbäcker kein Brod giebt, geh' ich wieder einmal zu dem Herrn Pathen hinüber." Der Gerber, der vielleicht die anklopfende Gnadenhand des Herrn spürte, sagte nicht Ja und nicht Nein darauf und ließ den kleinen Unmuß ziehen. Im ersten Brodladen hatten aber die Wecken schon alle ihre Käufer gefunden, und Helm kam wieder zum Thor herein, laut singend, wie es manchmal lebhafte Kinder mit ihren Gedanken zu machen pflegen, daß es die ganze Gasse hören konnte: „Heut' geh' ich zum Herrn Pathen! heut' geh' ich zum Herrn Pathen!" Ungehalten über den argen Schreihals, wollte sein Vater ihm wehren. Aber ehe er noch das verquollene Fenster aufbringen konnte, war der kleine Sänger schon zum Tempel hinein, und — kehrte nach einigen Augenblicken als Friedensbote wieder zurück. Statt des Oelzweigs hatte er einen geschenkten Eierring in der Hand, und rief, über die Schwelle in die Stube herein stolpernd: „der Herr Pathe läßt Vater und Mutter recht schön grüßen, und ich soll bald wieder kommen".

Noch an dem nämlichen Abend wechselten die Nachbarsleute einige freundliche Worte über die Gasse, am folgenden saßen die weiße und gelbe Schürze wieder auf der grünen Bank beisammen, am dritten zeigten die Weiber einander die Leinwand, zu der sie in den bösen drei Jahren oft mit ihren Thränen über den unseligen Zwist den Faden genetzt hatten.

Und es war hohe Zeit, daß der Herr den Friedensboten erweckt hatte. Denn einige Wochen darauf verfiel der Bäcker unerwartet schnell in einen Nervenfieber=Schlaf und aus diesem nach wenigen lichten Augenblicken in den Todesschlummer. — Gott gebe ihm eine fröhliche Urständ! Amen.

Wie man sich auf einer Insel einrichten und verhalten solle.

An der Ostgrenze von Würtemberg liegt eine herrliche Ebene, die wir in unserm Bayernlande das Ries nennen. In den südlichen Bergen, welche diese Kornkammer umgeben, steht eine Mühle mitten im Walde und fern von dem nächsten Dorfe. Denn der Erbauer derselben, ob er gleich sonst ganz nahe an einem Wirthshause und einer Kirche gewohnt hatte, konnte sich nicht nach seiner Gewohnheit richten, sondern mußte an dem Rinnsal des Baches eine Stelle suchen, wo er ohne Prozeß mit einem oberen oder unteren Müller seinen Haarbaum legen und sein Wehr bauen durfte. Dazu ist das Mahlwasser dort kein Hungerbach, sondern fließt Jahr aus Jahr ein in reichlicher Fülle aus den unterirdischen Kammern des Hahnenkamm.

Diese Mühle kaufte vor zwanzig und etlichen Jahren Konrad Walter aus einer Stadt, welche dem Augsburger Glaubensbekenntnisse zugethan ist, und setzte sich daher als Protestant mitten unter die Katholiken,

nicht wie Vater Abraham unter die Aegypter, weil eine Theuerung in das Land gekommen war, sondern wie Isaschar kräftigen und bequemen, jedoch arbeitsamen Andenkens. Denn sein und seines Weibes Herz hing damals fast noch zu viel an dem Irdischen, und sie waren zu der Zeit, als sie die Mühle kauften, beinahe mehr geneigt, nach der Zahl der Mahlgäste, als nach der Gemeinschaft mit den Glaubensgenossen zu fragen. Doch waren sie nicht wenig betroffen, als sie schon nach wenigen Tagen sahen, daß sie zur nächsten Kirche von ihrem Glaubensbekenntnisse zwei volle Stunden zu gehen hätten.

Je mehr es aber der Müller und sein Weib bereueten, ohne Noth und blos der Nahrung halber so weit aus der Gemeinschaft mit ihren Glaubensgenossen getreten zu sein, desto besser richteten sie sich ein. Der sechsjährige Han-Georg, ihr einziges Kind, wurde zu dem wackern Schulmeister zu Dornau in Unterricht und Kost gethan und allda bis zu seiner Confirmation gelassen. Die Dienstboten wurden alle aus dem protestantischen Ries genommen, und zogen jeden Sonntag mit dem Müller oder der Müllerin voran nach Dornau in die Kirche, wo sich ihr Herr eigene Stühle für sich und seine Leute gepachtet hatte. Auf dem Giebel seiner Mühle ließ er eine Gebetglocke anbringen. Der Bote von Oettingen blieb stehen, als sie das erste Mal zum Abendsegen in der Einöde geläutet wurde, und die Saatkrähen auf den hohen Föhren erhuben sich und umkreisten die Mühle, bis ihre Zunge wieder schwieg. Kein Bettler sprach

zu, ohne eine gute Gabe nebst einem freundlichen Worte mitzunehmen. Der Müller besuchte an den Sonntagen kein Wirthshaus und entging so den Disputationen über Dinge, die zu Bier, Branntwein, Karten und Rauch nicht stimmen. Er war überhaupt ein Mann von wenigen Worten. Und wie der Herr, sagt man bei uns, so auch der Zeug. Laut im Hause waren eigentlich nur die Mahlgänge, in der Stube, im Stall und auf der Dreschtenne lief Alles ohne überflüssiges Schreien, Fluchen und Lärmen ab. Die Mehlsäcke, mit denen jetzt die Bauern aus der Mühle heimfuhren, waren voller, als sonst unter dem gestorbenen und verdorbenen Müller, und das Mehl besser und ergiebiger, was die Weiber in der ganzen Nachbarschaft nie zu rühmen vergaßen, wenn sie die Leute in der Mühle ihres lutherischen Glaubens wegen aufrichtig bedauert und bemitleidet hatten.

Einmal kam der kleine Han-Georg von Dornau am grünen Donnerstag auf die Osterferien nach Hause, und brachte einen siebenjährigen Knaben mit, den er bei einer benachbarten Ortschaft aufgegabelt hatte, um während der Feiertage einen Gespielen zu haben. Vater und Mutter hatten nichts dagegen, nach dem Knaben, der doppelt verwaist war, fragte Niemand, und so blieb er, aber nicht blos während der Ferien, sondern für immer, ohne daß von dieser oder jener Seite etwas Besonderes über ihn ausgemacht und beschlossen worden wäre. Als aber die Zeit der Winterschule gekommen war, schor ihm die Müllerin sein Haar, zog ihm Kleider an, aus denen ihr eigenes

Söhnlein wie eine Erlen-Gerte in Einem Jahre herausgewachsen war, und führte ihn zu dem nächsten katholischen Schulmeister, der nur eine halbe Stunde von der Mühle entfernt war, so daß der kleine Seppi ganz bequem vom Haus zur Schule hin und her kommen konnte. Der Einstand, in dem feinsten Mundmehl und Schmalz bestehend, wurde der Frau Schulmeisterin übergeben, und sie genehmigte dafür die Bitte, den Kleinen sein Mittagbrot immer in der warmen Schulstube verzehren zu lassen und dann ein wachsames Auge auf ihn zu haben.

Binnen zwei Jahren hatte sich Seppi, dem zu Hause seine Pflegemutter in ihrer Lehrhaftigkeit wacker nachhalf, bis auf die erste Bank in seiner Schule geschwungen, und die Müllerin konnte sich die Freude und den Triumph nicht versagen, der nächsten öffentlichen Prüfung beizuwohnen. Es ging auch Alles vortrefflich. Was die Andern nicht wußten, das beantwortete Seppi, im Kopfrechnen war er der Fertigste, seine Handschrift die schönste, und das Angesicht der Müllerin verklärte sich augenfällig, als zuletzt sogar der Herr Landrichter fragte, wer denn dieser liebe Junge sei. Der Ortspfarrer gab die verlangte Auskunft, bemerkte aber dabei, daß der Knabe schon geraume Zeit unter Ketzern wohne und daß man bald Anstalt machen müsse, seine Seele zu retten. — Diese Rede des Seelsorgers wirkte auf die Pflegemutter, wie ein Guß kalten Wassers auf einen Dampfkessel. Die von dem Dampf mütterlichen Stolzes gehobene Brust wurde sehr beklommen und aus ihren

Augen fiel eine Thräne um die andere. Stillschweigend nahm sie nach der Prüfung ihren Seppi bei der Hand und ging mit ihm nach Hause. Da klagte sie dem Müller ihre Noth. Der erwiderte ganz ruhig, der geistliche Herr habe eben auf seinem Standpunkt und in dem Sinne seiner Kirche gesprochen und wahrscheinlich werde es von den Worten nicht zur That kommen. Aber wenige Tage darauf kam der Landgerichtsdiener in die Buschmühle und forderte den kleinen Seppi zurück. Weinend folgte der Knabe dem Mann im grauen Rocke. Doch bald kam für die Müllersleute eine Gelegenheit, sich zu rächen, und wir werden sogleich sehen, wie sie dieselbe benützten.

Einer der vorigen Besitzer der Buschmühle hatte in seinem letzten Willen dreihundert Gulden ausgesetzt und bestimmt, von dieser Summe sollte, wenn sie durch die nach und nach dazu geschlagenen Zinsen groß genug geworden wäre, an dem Fußpfad, der über die Wiese hinter der Mühle führe, ein steinernes Crucifix errichtet werden. Ehe aber dieses Capital die erforderliche Größe erreichte, war die Wehrwiese sammt der Mühle aus einer Hand in die andere gegangen, ohne daß man den verschiedenen Käufern vom Gericht die Verbindlichkeit kund gegeben hätte, zu seiner Zeit auf diesem ihren Grundstück ein Crucifix errichten lassen zu müssen. Es lag daher auch ganz in dem freien Willen unsers Müllers, ob er sein Eigenthum dazu hergeben wollte oder nicht. Dem geistlichen Herrn, der bei der Schulprüfung die Freude der Müllerin so getrübt und ihr und ihrem

Manne durch die Abforderung des Knabens so tief in's Herz gegriffen hatte, schien deßhalb auch im Blick auf diese schwer gekränkten Leute die Errichtung des heiligen Denkmals auf dem im Testament des Stifters bezeichneten Platze wenigstens für jetzt unmöglich geworden zu sein. Doch wollte er es versuchen, ließ eines Tages den Müllermeister zu sich rufen und theilte ihm sein Anliegen mit. Der Gerufene wunderte sich über die sichtbare Verlegenheit, womit der sonst nicht blöde Pfarrer sein Gesuch vorbrachte, und antwortete, man habe nichts dagegen gehabt, als er auf sein Dach eine Glocke stellte, und er habe nun auch seiner Seits nichts gegen die Errichtung des Kreuzes.

Zur Herbstzeit, als die Wiese eingeerntet war und die Zeitlose darauf zu blühen anfing, wurde das heilige Denkmal errichtet, aber auf die ausdrückliche und gar nicht geheim gehaltene Anordnung des geistlichen Herrn so, daß das Bild des Gekreuzigten sein Angesicht nicht der nebenliegenden Mühle zu, sondern von ihr abwendete.

Nun hatte der Müller wieder für eine Kränkung Rache zu nehmen, und er that es auf seine Weise. Er pflanzte nämlich drei Lindenbäume, einen zur Rechten, den andern zur Linken und den dritten im Rücken des Denkmals.

Wenn der freundliche Leser einmal in dem Schatten dieser schönen Bäume ruhen sollte, so vergesse er nicht das Andenken des Mannes zu segnen, der gelesen und zu Herzen genommen hatte das Wort: „Sprich

nicht: Wie man mir thut, so will ich wieder thun und einem Jeglichen sein Werk vergelten. Rächet euch selber nicht, meine Liebsten, sondern gebet Raum dem Zorn; denn es stehet geschrieben: Die Rache ist mein, ich will vergelten, spricht der Herr. Laß dich nicht das Böse überwinden, sondern überwinde das Böse mit Gutem."

Stiftungen muß man in Ehren halten.

Stiftungen, sagte mein seliger Vater einst zu mir, sollte man, so lange es nur irgend möglich und den guten Absichten der Stifter selbst nicht zuwiderlaufend ist, für ihren ersten und ursprünglichen Zweck zu erhalten suchen. Dabei erzählte er mir, ich denke noch daran, als ob es erst gestern gewesen wäre, unter dem alten Nußbaum im Klostergarten da unten folgende Geschichte.

„Der dreißigjährige Krieg war aus. Die Fürsten hatten Frieden gemacht und waren auseinander gegangen, wie Hähne, wenn sie sich ihre Federn bis auf die letzten ausgerupft haben, und auf ihre Höfe zurückkehren, um sich neue wachsen zu lassen. Die Unterthanen konnten sich über den Frieden so wenig freuen, als liefe heutiges Tages nach einem Hagelwetter ein Narr durch das Dorf und riefe: Freuet euch, ihr Leute, denn der Sturm ist vorbei und der Hagel hat auf eurer ganzen Flur Alles kurz und klein geschlagen! — Deutschland von den Meeren bis zu den Alpen und von dem Rhein bis an die Oder hinüber war ein Feld, auf welchem der Tod gemäht,

der Raub gekehrt und der Hunger gefegt hatten. Die menschlichen Gestalten, die auf den Gassen und Feldwegen dahinschlichen, waren vom Elend gebeugt, vom Schrecken gefärbt und vom Jammer gekleidet worden.

„So standen die Sachen auch in W., einem Dörflein an der oberen Altmühl. Die Deutschen hatten es besucht, wie die Raupen den Kohl, die Kroaten hatten geplündert und die Spanier angezündet. Was in Kübel und Sack war, hatte der Mannsfelder geschmaust, was sich treiben ließ, hatte der Isolani weggetrieben und mit dem Uebrigen hatte der Pappenheimer ein großes Johannisfeuer gemacht. Vor den Flammen und Schwertern flohen die Bauern in den nahen Wald und blieben allda in der bösen Gesellschaft von Hunger, Kälte und Seuchen. Als aber von dem runden Thurme in Gunzenhausen eines Mittags die Zinken ertönten und nach dreißig Jahren zum ersten Mal wieder die Melodie zu „Nun danket alle Gott!" geblasen wurde, sagte der alte Küster: „Es ist Friede" und kehrte mit der Gemeinde, d. i. mit fünf Männern, sieben Weibern und zehn Kindern auf die Brandstätte zurück. Sieben magere Kühe gingen zwischen den Leuten. Daß die zurückkehrenden Exulanten in ziemlich guten Kleidern heimkamen, war kein Wunder, denn sie hatten innerhalb dreier Jahren über zweihundert der Ihrigen im Walde begraben und ihre Kleidungsstücke geerbt. Die Kittel und Röcke der Weiber waren zwar nicht schwarz, aber doch wahre Trauerkleider. Sie erinnerten ja an die

Verschmachteten, denen sie gehört hatten, und hingen an abgezehrten und abgefallenen Gestalten.

Zwei Glieder der Gemeinde kehrten nicht auf die Brandstätte mit zurück, die Edelfrau von W. und ihre Magd, eine treue Ruth. Die Erste lag gichtbrüchig darnieder, die Andere pflegte ihrer, und das Jagdschlößlein des Freiherrn, der mit seinen drei Söhnen unter dem Rasen von Breitenfeld schlummerte, war ihre öde Behausung. Traurig sahen sie ihren Unglücksgefährten nach, als sie in das Dorf zurückkehrten. Die Frau netzte mit Thränen ihr Lager und die Magd die Spähne, welche sie machte und die seit langer Zeit statt der sonstigen Wachskerzen in dem Schlößlein gebrannt wurden. Aber als Abends in dem Dorfe draußen die drei Glocken geläutet wurden, und die Töne derselben das Jammerthal der Kreuzschwestern erreichten, da wurden sie wieder wacker und sangen mit einander:

HErr, wie Du willt, so schicks mit mir
Im Leben und im Sterben.
Zu Dir allein steht mein Begier,
HErr, laß mich nicht verderben!
Erhalt mich fest in Deiner Huld;
Sonst, wie Du willt; — gieb nur Geduld.
Dein Wille ist der Beste.

Denn der Küster in W. war mit den zwei übrig gebliebenen Knaben, da die unteren Stiegen verbrannt waren, zuerst auf den Kirchenboden und dann auf den Thurm geklettert und hatte an die Glocken Seile von Binsen gemacht. Und als nun die Zinke-

nisten in Gunzenhausen wieder anhoben zu blasen, konnte er ihnen mit seinen Glocken antworten, daß sie sich fast untereinander verwunderten und sprachen: „Ei, die Waldmäuse sind auch schon zurück, und preisen mit uns den Herrn!“

Die Gichtbrüchige aber schickte am andern Morgen ihre Ruth in das Städtlein, und ließ den Amtmann bitten, er möchte schleunig kommen und ihren letzten Willen vernehmen. Und als er gekommen war, sprach sie zu ihm: „Die Stunde ist hie, daß ich zu meinen Vätern versammelt werde. Mein Herr und meine Söhne sind auf dem Bette der Ehre gestorben. Was sie zu Lehen trugen, ist in den Fürstenhut von Brandenburg-Onolzbach zurückgefallen. Dieser Wald aber ist Allodium. Und dieweil ich denselben erb- und eigenthümlich besitze, verfüge ich in meinem letzten Willen, wie folgt:

„So lange diese meine getreue Magd am Leben ist, bleibt sie die Nutznießerin dieses Waldes. Nach ihrem Tode wird er zu dem Kirchenvermögen von W. geschlagen. Jedoch unter der ausdrücklichen Bedingung, daß jeden Abend, wie gestern, genau mit einbrechender Dämmerung, die Glocken dreimal zum Gebete geläutet werden, und daß zwischen den dreien Malen immer so lange ausgesetzt wird, als man braucht, um hundert zu zählen. Dafür erhält der Schulmeister, der, wenn er nicht krank ist, selbst läuten soll, aus dem Walde jährlich vierundzwanzig Klafter, und der Pfarrer zwölf, damit er dem Küster nachrechne, und der Heiligenpfleger sechs, damit er zusehe, ob sich

die Zwei nicht verzählen. In Jahrgängen jedoch, wo die Buchenblätter erfrieren, oder der Maikäfer die Eichen abfrißt, oder der Borkenkäfer die Fichten und Fohren angreift, oder der Hagel die Bäume beschädigt, oder ein Waldbrand entsteht, sollen der Pfarrer, der Schulmeister und der Heiligenpfleger nichts empfangen, dem jeweiligen Amtmann in Gunzenhausen aber einundzwanzig Klafter verabreicht werden. Endlich und zuletzt, so will ich, daß die Kirche und alle Häuser, so in den Kriegsläuften beschädiget wurden, aus meinem Walde wieder aufgebaut werden, Gott zu Ehren und meinem Nächsten zu Liebe."

Der Amtmann brachte durch seinen Schreiber diesen letzten Willen zu Papier. Die Edelfrau drückte mit ihrem Ringe das Sigill darunter mit eigener Hand, indem sie dazu sprach: „Im Namen des dreieinigen Gottes, des Vaters, des Sohnes und des heiligen Geistes." Und als sie dies gesprochen hatte, schenkte sie dem Amtmann den Ring und sagte: „Ich bin der letzte verwelkte Zweig vom alten Stamme der Absberger. Nehmet dieses Kleinod zum Andenken, wachet über mein Vermächtniß und betet für mich."

Darauf zierte der Schreiber den großen Anfangsbuchstaben des Testaments noch mit einigen künstlich verschlungenen Schnörkeln, und schickte sich an, es zusammen zu legen, indem er den Bogen mit dem Falzbein strich. Aber sein Prinzipal hielt ihm plötzlich die Hand, wie Einer, der Etwas vergessen hat, und sprach zur Edelfrau gewendet: „Aber was soll geschehen, wenn der Schulmeister seine Schuldigkeit

nicht thut?“ „Der Pfarrer wird ihn erinnern,“ antwortete diese. „Aber wenn der Pfarrer ist wie der Schulmeister?“ „Dann wird es der Heiligenpfleger anzeigen.“ „Aber wenn die Drei in ein Horn blasen?“ „Dann wird sie Der zwingen, der vom Himmel schauet und von Seinem höchsten Thron auf Alle, die auf Erden wohnen, und merket auf alle ihre Werke, wie Psalm 33 geschrieben steht.“

Nun ließ der Amtmann, der diese höchste Instanz so sehr respektirte, wie die Patientin, das Testament vollends zusammenlegen. Dann versiegelte er es mit dem Kleinod und beurlaubte sich. Auf einem Rößlein, dem der Krieg noch in allen Gliedern lag, ritt er nach Hause zurück. Der Schreiber ging dahinter her, und trieb, wo es noth that, mit dem Amtslineal.

Nach diesem Allen starb die Edelfrau. Ihre Ruth mochte nicht ohne sie leben. Sie starb bald darauf und ward getragen von den Engeln in Marthas Schooß. Neben den Gräbern der heimgekommenen Pilgerinnen erstanden nach und nach die Kirche und das Schulhaus und die übrigen Häuser aus dem Schutt und der Asche. Die hohen Fichten sanken in dem Stiftungswalde und erhoben sich wieder in dreißig Giebeln, das Hirtenhäuslein mit eingerechnet. Dann bestellte das Consistorium einen Pfarrer und Schulmeister, und der Stamm Benjamin, der fast ausgetilgt war, erbauete sich wieder.

Der Pfarrer aber, so längere Zeit Feldprediger gewesen und mit den Wölfen geheult hatte, war kein guter Hirte. Er brachte ein Kartenspiel mit, und

lehrte seinen Schulmeister und den Heiligenpfleger, wie es zu gebrauchen. Die zwei Schüler spielten bald so gut, als der Lehrer, und fanden sich dann jeden Abend in dem Pfarrhause ein, wenn der Eine seinen Haselstock und der Andere seine Geisel weggelegt hatte. An den Sonntagen fingen sie sogleich nach der Kinderlehre an. Sie karteten nicht in Groschen oder Batzen, sondern nur um die schlechten Kreuzer, welche die fremden Kriegsvölker allenthalben zurückgelassen hatten, und die nicht viel besser waren, als die Scherben, womit spielende Kindlein untereinander kaufen und verkaufen. Wenn sich daher ihr Gewissen regte und sprach: „Das Karteln ist eine Sünde," antworteten sie ihm: „Ei, du wunderliches Ding, gar eine Sünde!? wir spielen ja um nichts." Daran dachte aber das Kleeblättlein nicht, daß es jeden Tag das Kostbarste verspielte, nämlich die Zeit.

Gar sehr zuwider war dem Pfarrer und seinen Cumpanen das Betläuten und lange Aussetzen dazwischen. Denn fingen sie vor dem Läuten an, so mußten sie mitten in ihrer Ergötzlichkeit abbrechen, und begannen sie erst nach dem Läuten, so starben sie fast am Warten, wie die ungeduldigen Kindlein am Christabend. Daher vermaledeieten sie manchmal im Chor den letzten Willen der Edelfrau oder machten Ausflüchte. Oft, wenn gegen Abend eine trübe Wolke über die Sonne zog, rief der Schulmeister: „Ei, es dämmert schon!" und sprang in die Kirche, um zu läuten. Oft, wenn die Spieler mitten im Besten aufhören mußten, sagte der Pfarrer: „Lieber, schlagt zu,

läutet heute in Einem Stück, die Zweihundert der Edelfrau zählen indeß wir, ich ein Hundert und der Heiligenpfleger das andere, und mischen dabei die Karten." Oft, wenn sie sich an Sonntagen schon nach der Kinderlehre um Ein Uhr zusammensetzten, und die Schwester des Pfarrers gegen Abend die Lampe anzündete und die Läden zumachte, damit die Bauern nicht den Spielern in die Karten schauen möchten, sagte der Heilgenpfleger: „So, heute dämmerts nicht, sondern es ist auf einmal Nacht, und unser Holz im Walde wächst, ohne daß man dazu läutet."

Der Amtmann in Gunzenhausen hörte von dem Unfug, und es wurmte ihn vier Jahre lang, ein Jahr mehr, als das andere, wenn er es ruhig mit ansehen mußte, wie die drei Spieler das schöne Buchenholz aus dem Walde wegfahren ließen. „Sieht Er, lieber Beißfeder," pflegte er dann zu seinem alten Schreiber zu sagen, „wie gut es gewesen wäre, wenn die hochselige Edelfrau mir hätte folgen wollen. Ständen in ihrem Testamente die Clauseln, welche ich noch hinzufügen wollte, so könnte man jetzt den Wichten alle Jahre ihren schönen Holzbezug streichen. Aber so gehe ich, meinen gerechten Unwillen ausgenommen, leer aus, und die Bärenhäuter lachen in die Faust."

Der Allerheilige im Himmel sah den Unfug des Pfarrers und seiner Gesellen auch; aber er redete und ärgerte sich nicht darüber, wie der Amtmann, sondern wartete, daß ich menschlich davon rede, ob sie den Reichthum Seiner Gütigkeit, Geduld und Lang=

muth ganz verachten, und durch Seine Güte sich nicht zur Buße leiten lassen würden. Erst als sie bei Seiner Geduld und Langmuth immer kecker wurden, offenbarte Er sich, daß auch Er Zeuge gewesen sei, als die Edelfrau unter Anrufung seines heiligen Namens ihrem letzten Willen das Siegel beidrückte.

Im einundzwanzigsten Jahre nach ihrem seligen Heimgang sengte ein Nachtfrost die Blätter der Buchen im Stiftungswalde, im zweiundzwanzigsten weideten die Maikäfer einige Eichen darin ab, im dreiundzwanzigsten beschädigte der Borkenkäfer mehrere Fichten und Fohren, die der Amtmann sogleich umhauen und herausfahren ließ, damit das Uebel nicht ärger werde. Der Pfarrer und Consorten meinten zwar immer, der Schaden sei nur klein, nicht werth, daß man davon rede; aber der Amtmann hielt sich genau an die Worte des Testaments, das sie so verachtet und verhöhnt hatten. Auch der Markgraf von Ansbach, vor den der Streit gebracht wurde, als er zur Falkenjagd nach Gunzenhausen gekommen war, sprach: „Der Amtmann soll das Holz haben, und die Spielratten müssen sich ihre Pfoten an den Karten wärmen.“ Im vierundzwanzigsten Jahre schlug ein Hagelschauer einige Blätter und Zweige von den Waldbäumen. Der Amtmann nahm deshalb seine einundzwanzig Klafter, der Pfarrer und Heiligenpfleger kauften ihr Brennholz in dem Mönchswald, und den Schulmeister, der kein Geld dazu hatte, trieb seine Jesabel in den Forst hinaus, daß er dürres Unterholz sammle und auf seinem breiten Rücken in die leere

Holzkammer trage. Im fünfundzwanzigsten Jahre schürten die Zigeuner am Saume des Stiftungswaldes ein Nachtfeuer auf und zogen weiter, ohne es auszulöschen. Da gerieth das Haidekraut und Moos in Feuer, und es hätte ein großer Waldbrand daraus werden können, wenn nicht der Amtmann mit den Bürgern und Bauern sogleich herbeigeeilt wäre und den Flämmlein, die auf dem Boden fortliefen, durch einen Erdaufwurf ein Ziel gesetzt hätte. Für seine Mühe fuhr er im Winter darnach auf einundzwanzig Schlitten seinen Holzbezug unter den Fenstern des Pfarr- und Schulhauses vorüber. Hindurchschauen konnte er aber nicht; denn sie waren noch bis über die Hälfte befroren, obgleich die Februarsonne aus allen Kräften darauf schien.

Diese Mißjahre fielen endlich den Spielratten, wie sie der Markgraf titulirt hatte, auf. Der Pfarrer rechnete und rechnete aus, daß er, das Klafter nur zu zwei Gulden angeschlagen, in den fünf Jahren vierhundertundzwanzig Gulden weniger eingenommen habe. Dem Schulmeister wurden nach und nach die Vorwürfe seiner Jesabel unerträglich, womit sie ihn entließ und empfing, wenn er zum Karteln ging oder davon zurückkam. Dem Heiligenpfleger, dem unter seinen Rechnungen öfters eine Abschrift von dem Testament der Edelfrau unter die Augen kam, ließ sein Gewissen keine Ruhe mehr.

So saßen die Spieler am Tage Petronellä des Jahres 1671 beisammen. Es war Abend, und der Mai schloß sich recht schön. Das ganze blaugrüne

Firmament war ohne Wolken, und da, wo sich die Sonne ihrem Untergang zuneigte, Feuer und Gold. Die Eichen standen über und über in Blüthe und das Laub der Buchen glänzte von dem Freudenöle des Lenzes. Der Amtmann im Städtlein stand an seinem Fenster und trommelte auf den runden Scheiben. Denn er hoffte auf eine kalte Nacht und sein Herz war guter Dinge. Aber die Drei im Pfarrhause saßen wie auf Kohlen, und die Karten in ihren Händen wurden zu Brennnesseln. Die Fenster begannen anzulaufen, ein Zeichen, daß es draußen sehr kühl wurde. So oft ein Maikäfer vorüberschnurrte, ging ihnen ein Stich durchs Herz. Sonst waren ihnen der Grün- und Eichel-Bauer immer willkommen gewesen; heute erblickten sie in dem einen wie in dem andern den Amtmann in Gunzenhausen, der ihnen bald ein Buchenblatt, und bald eine Eichel spottweise unter die Augen hielt. Zuletzt konnte es der Heiligenpfleger nicht mehr aushalten. Sein Gewissen oder vielmehr die Gnade Gottes heizte ihm ein, daß er ärger schwitzte, als die Fenster hinter ihm. Er rückte seinen Stuhl, legte die Karten auf den Tisch und sprach: „Herr Pfarrer, ich danke für genossene Ehre. Wenn ich fürder ein Blatt anrühre, das auf drei Viertelstunden einer Karte gleich sieht, so soll er mich schlecht heißen.“ „Mich auch,“ setzte der Schulmeister hinzu, und warf seine Karten auf die Karten des Nachbars und hob sich mit ihm davon.

Der Pfarrer, von seinen beiden Kumpanen verlassen, spielte nun mit seiner Schwester fort, so gut

es gehen wollte, starb aber bald nachher vor Langerweile und Aerger über seine Schwester, die sich zum Kartenspielen stellte, wie ihr Bruder zum Predigen.

So oft seit der Zeit in W. zum Abendgebete nicht gerade so geläutet wurde, wie es die Edelfrau in ihrem Testament befohlen hatte, soll Etwas in dem Stiftungswalde geschehen sein, was dem Pfarrer, dem Stiftungspfleger und dem Schulmeister nicht gefiel."

Als mein Vater geendigt hatte, fiel der eben anwesende Küster ein: Ew. Hochwürden haben Recht; nach dem Westphälischen Frieden war lange noch eine schwere und betrübte Zeit, und mein steinalter Vetter in Wengen, Gott hab' ihn selig, wußte nicht wenig davon zu erzählen. — Besonders schlimm, sagte er oft, hatten es die Krüppel und Lahmen, die nicht weit herumziehen konnten, sondern auf einem Platze warten mußten, wie der arme Lazarus. Denn in den Tagen, wo Mancher ein Tagwerk Acker um einen Laib Gerstenbrod hingab, waren die Stücklein sehr dünn, die man den Hungrigen schnitt. Wer also nicht gute Füße hatte, setzte sich an einem Ort, wohin die Leute von der Nothdurft des Leibes oder der Seele geführt wurden. Einige hockten sich an die Kirchenthüren, Andere an die Schulhäuser, wo die Kindlein ihr Früh- und Vesperbrod mit ihnen theilten, wieder Andere an die Feldbrunnen, wohin die Hirten mit ihrem Vieh am Mittag und die Bauern mit ihren Wasserfässern des Abends kamen, wieder Etliche lagerten sich an die Stege, und während

sie mit der einen Hand die Angel hielten, streckten sie die andere nach einem Almosen aus.

So ist auf der Fränkischen Höhe, da wo die Dörfer Salach, Bergen und Geyern liegen, mitten auf dem Felde ein Brunnen, welcher niemals leer ist und niemals überläuft, mag der Jahrgang sein, wie er will, mag man daraus mit Schäffern oder mit der hohlen Hand schöpfen, ob er gleich nur wenige Fuß tief und breit ist. In der Umgegend heißt er die Wolfsprüng. Wenn der Regen lange ausbleibt und die Cysternen in den Dörfern leer geworden sind, nehmen die Leute der umliegenden Oerter ihre Zuflucht zu ihm, und Morgens und Abends steht oft eine Wagenburg um ihn her. Mittags werden die Tränkrinnen vollgeschöpft, und Heerden kommen und gehen.

An diesem Brunnen wählte in der warmen Jahreszeit der krumme Matthes seinen Platz. Denn er war lahm von einem Pulverkarren, der ihm in der Schlacht von Nördlingen über die Beine gegangen war, und brauchte zwei Krücken. Uebrigens ging es ihm gut nach seiner Weise. Nachts und bei schlechtem Wetter lag er auf dem trockenen Stroh in einer Erdhütte neben dem Brunnen. Das wenige Holz, das er brauchte, um Schnecken zu braten, oder das steinharte Brod mit etwas geräuchertem Fleisch aufzukochen, brachten ihm Knaben, und ließen sich dagegen von ihm erzählen, wie es in dem Kriege zugegangen, der nicht ganz zu ihnen gekommen war, sondern nur bis an die Veste Wilzburg, eine Stunde

von der Wolfsprüng. Auch die jungen Saatkrähen, welche sie von den hohen Föhren, auf deren einer oft dreißig und mehr Nester beisammen sind, herabholten, bereitete ihnen Niemand besser, als der krumme Matthes, der in den Feldzügen gelernt hatte, nicht blos mit den Menschen, sondern auch mit den Füchsen zu theilen. Ueberhaupt fehlte es ihm nicht leicht an Unterhaltung, und er kehrte immer nur sehr ungern in sein Winterquartier, das Thorhäuslein von Syburg, zurück, wo er von den Brosamen der Freiherren von Schenk lebte.

Auch war Matthes nicht so arm, als er aussah, wenn er mit seiner Hand aus dem Brunnen schöpfte oder einem Bauernweibe für ein Stück Brod „Vergelt's Gott!" sagte. Bei Rain am Lech, wo er unter dem Schwedenkönige mitfocht, hatte er einem erlegten Spanier einen ledernen Gurt abgenommen, in welchem zweihundert Quadrupel in Gold oder Zwanzigthalerstücke eingenäht waren, so daß er über viertausend Gulden besaß. Davon ließ er aber keine Seele etwas wissen, noch weniger gab er ein Goldstück aus. Er betrachtete die Beute als einen Nothpfennig für seine alten Tage, und es ging ihm, wie so Manchem, der von seinem Nothpfennige auch dann nichts ausgiebt, wenn die alten Tage schon gekommen sind, aus Furcht, es möchte am Ende doch noch gebrechen. Aus Mangel an Vertrauen auf den treuen und wahrhaftigen Gott fällt man in eine Sünde, und nimmt lieber Almosen, als daß man anfinge von dem

Gesammelten zu zehren, wie die Immen, wenn der Winter gekommen ist.

Nur Eins betrübte den alten Invaliden am Brunnen, nämlich der gar so große Undank, womit das schöne und gute Wasser desselben hingenommen wurde. Er hatte tausend und aber tausend Gefäße füllen und Heerden tränken sehen, und konnte nicht sagen, daß dem Schöpfer des Brunnens ein Mal dafür gedankt worden wäre. Was dagegen dem Schöpfer und ihm mißfiel, konnte er gerade in den Zeiten, wo die Wolfsprüng am besuchtesten war, an Einem Tage wohl hundert Mal sehen und hören. Die Bauern, welche das Wasser mit ihrem Anspann holten, warfen einander beim Vorfahren die Wagen um und zerschlugen sich nachträglich die Fässer und Köpfe. Die Schwächeren wurden, wie die Töchter des Priesters in Midian, von den Stärkeren hinweggestoßen, und mußten warten, so lange die Gewaltthätigen wollten. Zwei Sünderinnen wider das achte Gebot, wenn sie allein am Brunnen zusammengekommen waren, stellten oft sechsmal ihre gefüllten Krüge hin und nahmen sie wieder, bis an der Person, welche sie mit ihren Lästerzungen geißelten, kein gesunder Faden mehr war. Hirtenknaben, die ihr Vieh tränkten, sangen einander abscheuliche Lieder vor, welche sie auf Tanzböden und von verabschiedeten Soldaten gehört hatten, bis Matthes im Eifer für Zucht und Ehrbarkeit mit seinen Krücken nach ihnen warf.

Nachdem aber der Lahme über zwanzig Sommer an der Wolfsprüng zugebracht hatte und einmal tief

im Herbste in sein Thorstüblein zurückgekehrt war, überfielen ihn, der in seinem ganzen Leben nicht krank gewesen war, etliche Fieberschauer. Er betrachtete sie als Vorläufer des Todes und bestellte vollends sein Haus. „Michel", sprach er zu dem Thorwächter, „gehe zum Amtmann hinein, und sag' ihm, mein Urlaub sei aus. Er möchte sich herausbemühen und meinen letzten Willen vernehmen." Und als der Amtmann kam, saß Matthes auf seinem Strohsack hinter dem Ofen und schnitt mit seinem scharfen Messer an einem ledernen Gurt. Auf jeden Schnitt fiel ein schweres Goldstück in seinen alten Hut, bis zweihundert darin lagen und von dem Gürtel fast nichts mehr übrig war, als viereckige Stücklein Leder, wie sie hin und wieder der Sattler schneidet und unter die Nägel legt. —

Dem Amtmann funkelten bei diesem Anblick die Augen, wie einem Wiesel, wenn es in ein Nest voll Eier hineinschaut. „Ei, Matthes," sprach er, „woher hast Du den Reichthum?" „Woher?" erwiderte der Invalide, „wird Euch der Michel erzählen, dem ich's heute Nacht sagte, als ich nicht schlafen konnte. Wer sie nach mir bekommen soll, will ich Euch jetzt angeben. Und schreibt's nur schnell auf; denn mich däucht, der Tod ist mir so nahe, wie dem Schwedenkönige auf dem Plan von Lützen, als der böse Reiter hinter ihm war. Von diesen zweihundert Goldstücken gehören zwei Euch für Eure Bemühungen und acht dem Michel für zwanzig Winterquartiere. Die andern einhundertundneunzig vermache ich dem Gottes-

kasten in N. Derselbe läßt dann jährlich auf das Erntefest an der Wolfsprüng einen Gottesdienst halten. Abends fünf Uhr, nicht eher und nicht später, und giebt dafür dem Schullehrer fünf Thaler, und dem Pfarrer für seine Predigt fünfzehn. Wenn die Schulkinder recht schön dazu singen, sollen unter sie nach dem Segen um zwanzig Thaler Gesangbücher, Semmeln und Bibeln vertheilt werden. Item, wenn am Erntefest kein Wasser im Brunnen ist, dann wird auch kein Gottesdienst gehalten, und weder der Pfarrer noch der Schulmeister bekommen etwas aus meiner Stiftung, sondern nur die Kinder. Auch soll der Pfarrer nicht predigen, worüber er will, sondern der Reihe nach: erstens über die Samariterin am Jakobsbrunnen, Joh. 4. — Zweitens über Rebecca am Wasserbrunnen von Haran, 1. Mos. 24. — Drittens über Isaak am Brunnen in der Wüste, 1. Mos. 24. — Viertens über den Haderbrunnen Esek, 1. Mos. 26. — Fünftens von dem Brunnen in Midian, 2. Mos. 2. — Sechstens über den Anrufers Brunnen, Richt. 15. — Siebentens über die löcherichten Brunnen, Jer. 2. — Achtens über den vertrockneten Brunnen, Hos. 13. — Neuntens über den geistlichen Fels, 1. Kor. 10. — Zehntens über den Brunnen des lebendigen Wassers, Offenb. 21.“

Als Matthes in seinem letzten Willen bis dahin gekommen war, wurde ihm auf einmal sehr wehe, und er sprach zu dem Schreiber des Amtmanns: „Geschwind, Herr Schnörkel, schließet das Testament, daß ich und Michel unsere drei Kreuze darunter machen

können. Es wirbelt mir in den Ohren, wie lauter Generalmarsch." Und kaum hatte er statt seines Namens die drei Kreuze unter die Schrift gesetzt, so that er seine Füße zusammen auf den Strohsack und verschied.

An seiner Stiftung aber hatte, obwohl sie christlich war, Niemand ein besonderes Wohlgefallen. Denn das Erntefest und die Kirchweih fielen in N. auf einen und denselben Tag. „Die fünfzehn Thaler," sagte der Pfarrer zu seinem Weibe, können wir mitnehmen: aber eine Predigt am Kirchweihabend ist mir Gift und Pestilenz." „Die fünf Silberlinge," bemerkte der Schulmeister unter seinen Zechbrüdern, „sind mir schon recht; aber man kann doch einem Christenmenschen nicht zumuthen, daß er an der Kirchweih bis zum späten Abend nüchtern bleibe." „Der Krumme," antworteten seine Herren Brüder an drei Tischen zugleich, „hätte einen bessern Tag nehmen können. Wir hören gewiß mitten im Zechen auf, und laufen in die Predigt! Verlegt der Pfarrer das Ding nicht auf einen andern Tag, so kann er sehen, wer mit ihm hinauspatscht." Und so kam es denn, daß schon im ersten Jahre nach dem Hingang des Stifters der Gottesdienst auf den Mittwoch verlegt und zu einer Art Nachkirchweih herabgewürdigt wurde. So, meinten Alle, sei es besser, und nächstes Jahr wolle man ein paar Thaler weniger unter die Kinder austheilen und die Musikanten von Thalmessingen kommen lassen.

Aber das darauf folgende Jahr am Freitag vor

dem Erntefest kam der Gerichtsdiener von Syburg in das Dorf mit einem Schreiben an den Pfarrer, worin stand: „Da nach dem, von dem am dritten November 1670 Todes verblichenen Invaliden Matthias Raumer hinterlassenen Testamente nur dann ein Gottesdienst gehalten und bezahlt werden soll, wenn in der Wolfsprüng Wasser ist, dasselbe aber bekanntermaaßen heuer nach vielen Jahren das erste Mal gänzlich ausgegangen, so muß besagte Feierlichkeit heuer entweder ganz wegfallen oder unentgeldlich vorgenommen werden, was hiemit von Curatel wegen dienstfreundlich notificirt wird.“

Zu Ausgang des Winters sammelte sich zwar einiges Wasser in dem Brunnen; aber in der Märzenluft versiegte es wieder, und die Wolfsprüng gewann nun ein trauriges Aussehen. Die Erdhütte des Invaliden, von bösen Buben unnützer Weise angezündet, lag in der Asche. Die Frösche in der Pfütze mit Binsen und Bitterklee zogen aus. Die Tränkrinnen zersprangen in der Sonne, und die Kühe, die vorüber getrieben wurden, schauten hinein, wie durstige Kinder in den Milchtopf. Das Moos und die Mauerraute inwendig am Brunnengewölbe verdorrten. Vor dem Erntefest kam das nämliche Schreiben von Syburg und das nächste Jahr darauf wieder. Darüber starb der Pfarrer in N., und die Augen Derer, die hinter seinem Sarge gingen, waren so trocken, wie die Wolfsprüng.

Sein Nachfolger, ein guter Hirte, verkündigte nach der Frühpredigt am Erntefest: „Liebe Seelen, heute

Abend um fünf Uhr, so Gott der Herr will, werde ich an der Wolfsprüng über den vertrockneten Brunnen predigen."

Sonst sagte er nichts. Denn er wußte wohl, daß es keiner dringenden Einladung bedürfe, weil der Herr durch die dürren und magern Jahre die Herzen des Volks mürbe gemacht hatte und ihm Zuhörer genug senden würde. Und so war es auch. Noch denselben Morgen that auf der Höhe ein Dorf dem andern Botschaft. Und als der Pfarrer Abends auf dem leeren Brunnengewölbe knieete, gemahnte er an Elias auf dem Berge Karmel. Als er anfing zu beten, brauchte er nicht zu winken, sondern alles Volk fiel von selbst auf die Knie, und Viele benetzten mit ihren Bußthränen den zersprungenen Boden.

Der Herbst aber blieb trocken und es hatte keinen Anschein, daß sich der Herr zu dem Gebetsopfer seines Dieners bekennen werde. Deß freute sich der alte Schulmeister in seiner Feindschaft wider den Pfarrer. Denn er war Einer von Denen, die ein Auge darum geben, wenn es dem Andern seine zwei kostet, und sagte eines Abends zu seinen Zechbrüdern: „Heute, als ich zum Hochzeitladen an dem Wolfsprüng vorbeiging, sah der Herr Maulwurf aus der Brunnenstube und rief: „Guten Morgen, Vetter! In meinem Quartier schaut's trocken aus; aber was wir Zwei Wasser brauchen, finden wir überall."

Aber als der Schulmeister des andern Tages wieder auf das Hochzeitladen ging und hinter ihm der Bräutigam mit den Bändern an dem Hut und mit

dem Schwert in der Hand, lief sein Hündlein, welches er mitgenommen hatte, vorhin an den Brunnen und wedelte mit dem Schwanz und schöpfte mit seinem Zünglein mit lautem Schall, also, daß es sein Herr hörte und hinzutrat. Und siehe, da war der Brunnen voll klaren Wassers und dürre Weißdornblätter, welche der Wind hineingeweht hatte, schwammen lustig darauf. Der Schulmeister wollte seinen Augen nicht trauen; aber der Bräutigam sagte: „Es ist wirklich an dem,“ und verkündigte es überall, wohin er des Tages kam.

Seither ist die Wolfsprüng nicht mehr leer geworden, und die Bergbauern lassen nichts mehr an dem letzten Willen des Matthias Raumer drehen und ändern. Denn der Herr hat sie einmal auf die Finger geklopft, und sie möchten nicht zum zweiten Mal auf die Finger geklopft werden.“

Nichts mehr in der Welt als ein Weinglas.

Wer von Bamberg nach Würzburg wandern will, und gerade an seinen Sorgen nicht schwer zu tragen, auch auf ein paar Wegstunden mehr oder weniger nicht zu schauen hat, dem rathe ich, die Straße einzuschlagen, die an dem Main hinab, und dann über Eltmann und Haßfurt immer weiter in die Welt hineinführt. Unfern von diesem Städtlein, hart an dem Main, liegt ein Landhaus mitten in einem Weingarten, dessen niedere Rebstöcke so gerade und wohlgeordnet stehen, wie weiland die deutschen Feldjäger, die der alte Hauptmann, der Besitzer des Landguts, gegen George Washington in Nordamerika geführt und größtentheils in der blutigen Schlacht von Trenton gelassen hatte.

Als der Erzähler an dem schönen Gallustage 1822 des Weges kam, saß Einer von den Uebriggebliebenen auf der niedern Mauer des Weingartens, und schaute auf eine Fähre, welche zurückkehrende Postpferde über den Mainstrom herübertrug. Denn er

hatte von seinem Herrn den Auftrag, die Rebhühner und Drosseln aus dem Rebgarten zu verscheuchen, wie weiland Washington die fremden europäischen Vögel gefangen oder verjagt hatte.

Also lehnte der Erzähler seinen Wanderstab an die schneeweiße Gartenwand, grüßte den alten Helden, hob sich zu ihm hinauf an seine grüne Seite und sagte alsbald zu ihm: „Freund, um Euch her ist es wirklich wunderschön, und wenn Euch die Feldhühner und Drosseln mehr in Ruhe ließen, könntet Ihr wahrlich nichts Besseres thun, als da hinauf schauen nach Eltmann oder hinunter nach Gaibach, oder hinüber nach den blauen Bergen des Steigerwald's.“

„Herr“, erwiderte der Veteran fast etwas aufgeregt, „die blauen Berge haben wir uns in Amerika satt gesehen, ich und mein Herr, als uns Washington beim Essen behalten hatte. Und diese Gegend ist groß und weit; aber ich kenne Jemand, der vor einem einzigen kleinen Weinglas nichts mehr davon sieht. Denn ich sage Euch, durch den Rauch meiner Pfeife sehe ich die Wunder Gottes so gut, wie durch den Morgennebel, wenn er anfängt zu zergehen, wie unsere Compagnieen bei Trenton, und sich auf dem Main und unsern Bergen zur Ruhe begiebt. Aber wenn ich das Weinglas so oft an den Mund brächte, als diese meine Pfeife, so könnte es mir gehen, wie dem Schultheißen in dem Dorfe da drüben, von dem viel zu erzählen wäre, wenn nicht — —“

„Alter Freund“, fiel ihm der Erzähler in das Wort,

um den Faden seiner Rede nicht abreißen zu lassen, „es ist weit und breit kein Vogel zu sehen und zu hören. Ihr seid erst vor einer Stunde zurückgekehrt, und der Wachtelhund des gnädigen Herrn hat Euch abgelöst, wie Ihr seht. Erzählt mir doch von dem Manne, der vor seinem kleinen Schoppenglas das große Mainthal nicht mehr sehen kann."

Und der Veteran drückte mit dem Stiel seiner Hasenklapper den glimmenden Inhalt seiner Pfeife etwas hinunter und begann: „Konrad Launer ist ein weitläufiger Vetter von mir, und wurde in dem Jahre geboren, wo ich aus Amerika zurückkam, wenn's mir recht ist, Anno 1784. Sein Vater war fromm, seine Mutter noch mehr, und Schullehrer und Pfarrer waren auch vom alten, guten Schlage. So ging der Junge bis in sein neunzehntes Jahr Einen Weg mit ihnen, schlecht und recht, wie ein Fahnenjunker, der zwischen Grenadieren in einem Laufgraben fortgeschoben wird. — Um diese Zeit aber kamen die zwei Söhne des Pfarrers, die anderthalb Jahre in Jena studirt hatten, auf Ferien. Dort müssen ihnen schlechte Cameraden Collegien gelesen haben. Denn als sie das erste Mal mit meinem Vetter, von dem sie Jugendfreunde waren, nach Gaibach ritten, nahmen sie ihn in ihre Mitte und sagten ihm, der rechts und der links, die Bibel sei für unsere aufgeklärte Zeit kein Buch mehr, höchstens das Buch Sirach wäre nützlich zu lesen. Den Lehrer von Nazareth könne man nur einen weisen Mann nennen, den die Juden halb umgebracht hätten, so daß er nur unter den Händen

seiner Jünger aus seiner tiefen Ohnmacht sich wieder erholen konnte. Und einen Vater im Himmel um etwas bitten, wäre ganz unnöthig, weil das große schwarzwälder Uhrwerk der Welt von selbst fortgehe, wie es im Anfang gerichtet worden sei. Aber moralisch müsse man doch sein.

Deßwegen unterrichteten sie ihn in Tarok und Solo, und tanzten ihm auf der Kirchweih vor. Auch schrieben sie ihm allerhand Romane auf, die bei dem Buchbinder in Haßfurth zu haben waren, daß er sich damit die langen Winterabende verkürzen könnte. Ueberhaupt unterrichteten sie ihn ganz in der vornehmen Moral, wozu noch allerhand Dinge gehören sollen, die unser Einer nicht kennt. Konrad begriff im Ganzen auch leicht. Nur das Trinken über Durst, was in der Moral der Pfarrsöhne ein Hauptartikel war, ging ihm etwas schwer ein. Er gab sich viele Mühe, um auch hierin von seinen Lehrmeistern Lob einzuernten; aber Nasenbluten und Kopfweh verließen ihn während der Ferien fast keinen Tag.

Doch die Ferien gingen vorbei; der alte Pfarrer starb; die Moralisten kamen als Hofmeister da und dorthin; der alte Launer und sein Weib starben auch, und Konrad, der einzige Sohn, hatte nun mehr harte Thaler zu kommandiren, als der Lord Cornwallis bei York Leute, seine Häuser, Weinberge und Feldstücke ungerechnet. Und sein Feind muß es ihm nachsagen, er führte ein gutes Commando und Musterwirthschaft, wie sie der Herr Amtmann nannte, der oft mit Frau und Kindern bei ihm einkehrte und ihn

zum Schultheiß wählen ließ. — Nun war Konrad in seiner Glorie, wie wir Anno 76, als Washington von Long-Island retirirte und uns auswich, wie ein Fuchs dem Treibjagen. Wenn er in der Gemeinde sagte: Dies und das! antwortete Alles: Ja, ja, Herr Schultheiß! — Wie er einen Weg anlegte, so war's recht, wie er einquartierte, so nahm man's an, was er im Wald stehen oder fällen ließ, war seine Sache, wenn er im Herbst sagte: Jetzt könnt Ihr an die Weinlese gehen, so wußte man, daß es gerade die rechte Zeit war, und in Gesellschaft des Amtmanns und seines Oberschreibers spielte er mit französischen Karten.

Aber der Hauptstrahl in der Glorie fehlte, — der Friede im Hause; denn er lebte mit seinem Weibe nicht gut. Sie war zwar eine wackere Hausfrau und gute Christin, aber von der vornehmen Moral wollte sie nichts begreifen, wenigstens nichts annehmen. So lange z. E. die Frau Amtmännin mit ihr vom Hauswesen diskurirte, ging es gut, und wenn sie mit ihr von der letzten Predigt des neuen Pfarrers gesprochen hätte, der das Wort Gottes wieder auf die Kanzel brachte, wäre sie eben so wenig stecken geblieben. Aber bei einem andern Diskurs, z. B. über die Mode, über Masken und Bälle in dem nächsten Städtlein, über den Stolz der Edelfrau u. s. w. verstummte sie bald. Und das verdroß den Schultheiß. Er schalt sie eine dumme Gans. Von diesem Titel kam es mit der Zeit zu einer Ohrfeige, und von der ersten zur anderen, so daß oft das vierjährige Töchterlein, das

einzige Kind der Leute, an der lieben Mutter hinaufkletterte und mit seinen Händlein das geschlagene Haupt bedeckte.

Dazwischen kam der Jahrgang 1811, nachdem der Winzer dreimal vergebens des Sommers Last und Hitze getragen hatte. Die Fässer und Keller des Schultheißen füllten sich alle bis oben an, und sein Most war der beste im ganzen Bezirk wegen der vorzüglichen Reben, die er bis aus Frankreich hatte kommen lassen. Um eine große Summe kaufte ein Weinhändler aus Dettelbach den ganzen Vorrath, und der Schultheiß feierte in dem Wirthshause, wo der Kauf abgeschlossen worden war, einen großen Sieg über die andern Weinbauern, der sich aber mit einer so großen Niederlage endigte, daß er heimgetragen werden mußte, was leider seit einem Jahre schon gar oft geschehen war.

Außer dem Hause Alles gut, immer heller; aber daheim zu Hause immer trüber. Das Töchterlein, an dem der Schulz mit ganzem Herzen, wie an einem Abgotte, hing, weil er eigentlich den rechten Gott nicht mehr hatte, wurde todtkrank und von dem Doktor, den man aus Würzburg holen ließ, aufgegeben. Und was das Schlimmste war, er mochte zu seinem Töchterlein hundertmal sagen: Annele, gieb mir eine Hand! gieb mir einen Kuß! schau mich nur noch einmal an! — das Kind warf sich, so oft der Vater an sein Bettlein kam, auf die Seite gegen die Wand und schrie: Ich mag Dich nicht, Du hast meine Mutter geschlagen. Für einen einzigen Blick von seinem

Kinde hätte der Schultheiß sein ganzes Vermögen hingegeben; aber das Kind starb, ohne ihn noch einmal anzuschauen. Wie ein Verzweifelter drückte er die kalten Händlein; aber eine kalte Hand ist keine warme Hand.

Mein Vetter verfiel darüber in eine große Traurigkeit, in der er aber sein Weib wieder gut behandelte, mit seinem Gesinde betete und nicht in das Wirthshaus kam, wenn er nicht Amts halber dahin mußte. Der Pfarrer hatte die größte Freude an dieser Traurigkeit und besuchte ihn fleißig. Aber dem Amtmann und seinem Schreiber wollte diese Betrübniß nicht gefallen, und sie suchten ihn zu zerstreuen. Zuerst brachten sie die Karten in sein Haus, und Höflichkeits halber mußte er mitspielen. Dann ruhten sie nicht eher, als bis er wieder die Woche wenigstens zweimal zu ihnen in die goldene Traube kam. Zuletzt kam er ohne besondere Aufforderung, einen Tag wie den andern, und ging meistens nicht eher heim, als bis der Nachtwächter zu ihm sagen konnte: Guten Morgen, Herr Schultheiß!

Dazwischen kam noch eine Gnadenheimsuchung und Warnung.

An einem Sonntag nämlich, spät Abends, — es ist mir, als wäre es erst gestern gewesen — war der Amtmann mit seinen Schreibern in das Wirthshaus gekommen und hatte nach dem Schultheiß geschickt, da derselbe wider Gewohnheit noch nicht da war. Er kam sogleich. Aber einige Schritte vor dem Wirthshause bleibt er auf einmal stehen, seine Hände, die

er in den Hosentaschen stecken hatte, fahren heraus, sein Gesicht wird todtenbleich und seine Augen starren nach der Hausthüre bald rechts und bald links. „Nun, Herr Schultheiß?“ ruft der Amtmann durch das eine Fenster, „Nun, Vetter Konrad?“ ruft der Wirth durch das andere Fenster. Aber der Schultheiß und Vetter bleibt stehen, stumm, wie die Salzsäule zwischen Sodom und Zoar, und erst, als die Zechleute an die Hausthüre herauslaufen, weil sie meinen, es habe ihn der Schlag gerüht, drückt er die Augen zu, und springt mit vorgehaltenem Arm hinein, wie mein gnädiger Herr, als er in Amerika das erste Mal mit uns eine Schanze stürmte. In der Stube angekommen, erzählte er, an den beiden Pfosten der Hausthüre wären zwei Gestalten in langen Kleidern gestanden. Daß sie gräulich ausgesehen hätten, könne er nicht sagen, aber ihre Miene wäre so furchtbar ernst gewesen, daß ihm das Blut in den Adern geronnen sei. — „Possen!“ rief der Amtmann, „Possen!“ wiederholten die Schreiber in einem Tone, als hätten sie die weise Rede des Herrn Prinzipals zu Protokoll gebracht. „Gut's Wohlsein!“ rief der Wirth, indem er den Schoppen Elfer vor Vetter Konrad hinstellte, und dann nach den französischen Karten ging. So war Alles bald wieder in dem alten Geleise.

Ja wohl, fuhr der alte Feldjäger mit einem ziemlichen Seufzer fort, war nun wieder Alles in dem alten Geleise. Das schöne Geschütz war in den Hohlweg eingefahren, und konnte nicht mehr zurück, nicht mehr rechts und links, sondern nur vorwärts den Wolfs-

gruben zu, die der Feind für alle Schlemmer gegraben hat. Der gute Konrad ward von diesem Tage an immer fetter, aber sein Gesicht rostig und stumpf, wie eine Klinge, die so und so viele Jahre in einem Weinfaß liegt. Alles, auch was ihm das Liebste gewesen war, wurde ihm nach und nach gleichgültig. Man nahm das Schulzenamt von ihm, und er sagte kein Wort dazu, man setzte ihm einen Vormünder oder Curator, wie die Juristen sagen, und er sagte weder Ja noch Nein. Nun sitzt er, einen Tag wie den andern, eine Jammergestalt, die nicht redet noch deutet, in seiner Stube hinter dem Schoppenglas. Leer oder voll, er setzt es, so lange er nicht schlummert, wohl hundertmal an den Mund. Ist etwas darin, so trinkt er, ist es leer, so seufzt er. Sein Auge, seine zitternde Hand, sein einziger noch übriger Gedanke hat kein anderes Ziel mehr, als dieses Glas."

So sprach der alte Feldjäger. Da kam ein großer Flug Staaren mit einigen Krähen in der Mitte herangeflogen, gerade auf den Weinberg zu. Dieß setzte des Invaliden Diensteifer in Feuer und Flammen. Er vergaß seinen unglückseligen Vetter und humpelte von dem Erzähler hinweg, schreiend und klappernd, als wollte er noch einmal das Feldlager bei Trenton alarmiren. Der Erzähler aber war froh, daß das fliegende Corps nicht eine Viertelstunde früher von dem Steigerwald herübergekommen war.

Das Steinthor.

Bevor ich aber meine Erzählung vom Steinthor anhebe, thut es noth, lieber Leser, daß ich Dich frage, was Du unter Höflingen oder Hofschranzen verstehst. — Antwortest Du mir mit einem Ehrenmanne aus dem sechszehnten Säculo: „ein sehr nützlich und liebes Vieh, wie Raupen im Kohl und Fliegen in der Suppe,“ so muß mir's wohl recht sein. Oder meinst Du mit ebendemselben, „ein untüchtiges, faulfräßiges Ungeziefer, so keinen Honig machen kann, aber Alles auffrißt, was die frommen Bienlein machen, und dabei mit ihren Flügeln noch mehr scharren, sausen und humsen“ so will ich auch nichts dagegen sagen. Oder vergleichst Du die Hofschranzen mit den demüthigen Brüdern, die sich gegen den Abt sehr tief bücken, aber nicht den Abt meinen, sondern nach den Schlüsseln an seinem Gürtel schielen, so magst Du auch nicht daneben geschossen haben. — Der Erzähler aber, ein Männlein aus dem neunzehnten Säculo, will auch auslegen und sagen: Hofschranzen sind alle, welche in Worten oder mit Werken predigen: „Herrendienst gehet vor Gottesdienst.“ Wer's umkehrt, und bei

Gelegenheit frei offen bekennt in Worten oder noch besser mit der That: „Gottesdienst gehet vor Herrendienst,“ der ist kein Hofschranze, und sei er auch Erzkämmerer des großmächtigsten Kaisers von Sina. Wer's aber nicht umkehrt, der ist ein Erzhöfling, und hätte sein Herr auch nur einen Hof, darin der Hahn auf dem Mist ein großer, gewaltiger und hochgestellter Mann ist.

Nun, der wackere, junge Herzog von Y. will eines Tages verreisen und in acht Tagen wiederkommen. Es ist erst um die fünfte Stunde des Morgens, und er steht schon gestiefelt und gespornt am Fenster mit seinem Kammerherrn, und harret sehnlich, daß der Mohr komme und sage: „Ew. Durchlaucht, es ist Alles bereit.“ Indessen redet er mit dem Mann in den kurzen seidenen Hosen dieses und jenes und meint, wenn der Thurm über dem Steinthore da drüben nicht wäre, so könnte er aus seinem Closet den schönen Wiesengrund vor der Stadt hinabschauen. Und vielleicht hätte er auch von dem heißen Sommer geredet und von dem Congreß in Verona. Aber der Mohr streckte bald sein schwarzes Gesicht zu der offenen Flügelthüre herein, als wollte er sagen: „Jetzt, Ew. Durchlaucht!“ und die Audienz hatte ein Ende.

„Wenn nur der Thurm auf dem Steinthore nicht wäre!“ diese Rede des Herzogs ging nun seinem Kämmerling im Kopfe herum, wie dem Haman der Jude Mardachai. Und da er heim kam, redete er beim Morgenimbiß mit seinem Weibe Seres und sprach: „Der Herzog hat diesen Morgen Niemand rufen lassen,

ohne mich, und seine Gnade war groß. Aber an dem Allen habe ich keine Genüge, so lange ich sehe den Thurm stehen über dem Steinthor." Da sprach zu ihm sein Weib Seres und seine Töchter Lia und Rachel: „Man lasse den Thurm abbrechen, so wird der Fürst fröhlich sein, wann er wieder kommt und durch's Fenster hinausschaut."

Das gefiel dem Kämmerer wohl, und begab sich noch denselben Nachmittag auf das Stadthaus, da die Rathsherren versammelt waren, dieweil ihre Frauen daheim das Haus kehrten mit Besemen von oben bis unten, und thät seinen Mund auf und sprach: „Fürsichtige und hochweise Herren! Der Thurm über dem Steinthore ist unserem allergnädigsten Herzog ein Dorn im Auge geworden, und wenn Ihr's erlaubt, so will ich ihn abbrechen lassen, daß unser Herr fröhlich sei, wenn er wiederkommt und sieht den Stein des Anstoßes abgethan."

Solches gefiel aber dem ersten Rathsherren übel, weil seine Muhme, die Schuhin, ein Losement in dem Thurme hatte, und sprach: „Das sei ferne, Herr Kämmerer! Denn das würde einen argen Riß und Schisma in unsere Stadtmauer geben. Und was sollte es sein, wenn die Hussiten oder Schweden wiederkommen thäten, wie in unserer Stadt-Chronik das Weitere zu lesen ist?" Aber es erhub sich dawider der Herr Amtsbürgermeister und sprach: „Stille, Herr Vetter! Ich sage mit Salomo am Zehnten: Wohl Dir, Land, deß König edel ist und deß Fürsten zur rechten Zeit essen, zur Stärke und nicht zur Lust. —

Unser gnädigster Herzog hat uns eine gute Aussicht gegeben durch den guten Beginn seines Regiments; wollen auch wir ihm eine gute Aussicht gönnen aus seinem Stüblein! Herr Kämmerer, unserer lieben Stadt Säckel ist leer, und mag die Kosten des Abbruchs nicht tragen; aber den Thurm schenken wir, und Ihr mögt damit schalten, wie Ihr es vor dem Fürsten verantworten könnt."

Deß war der Kämmerer froh, und machte sich auf, und ging von dannen schnurstracks zu dem Maurermeister der Stadt und gebot: „Meister Mum, das Steinthor ist dem durchlauchtigsten Herzog ein Dorn im Auge und ein Anstoß geworden, und bis er wieder heimkommt, muß davon kein Stein mehr auf dem andern liegen bei seiner Ungnade. Bestellet noch heut Eure Gesellen, und morgen hebet an zu gerüsten. Ob es auch Sonntag ist, es heißt im Sprichwort: Herrendienst geht über Gottesdienst."

Und als der Sabbath angebrochen war, sehr frühe, da die Sonne aufging, hub sich der Sohn der Wittwe im Thurm von seinem Lager, und begab sich mit Schurzfell und Hammer zu seiner Mutter, und sprach leichtfertig, wie Ruben: „Mutter, heute müßt Ihr den Morgensegen alleine beten, und den Pfarrer auf der Kanzel grüßet mir auch recht schön, und saget: Hans Schuh hat heute nicht kommen können, weil Meister Mum seiner begehrt, und Herrendienst gehet vor Gottesdienst." —

„Ach, Hans!" rief die Wittwe, und hielt ihn an seinem weiten Hemdärmel, „ach, gedenke doch des

Sabbathtages, daß Du ihn heiligest! Nimm nur einen Segen mit auf den Weg!" Aber der Sohn riß sich von dannen, und meinte, es sei eine Schande, seinen Meister im Stiche zu lassen.

Da er weg war, trat der Rathsherr von gestern in das Stüblein der Schuhin, und sprach — mit Beschwerde, denn er war ein sehr fetter Mann, gleich Eglon, dem Moabiter, und war dreißig Stufen heraufgestiegen: „Muhme, ziehet aus eiligst, als ob es über Euch brennete! Ueber ein Kleines, so werden sie Euch die Fensterflügel ausheben und einen Balken hineinlegen, just wo Eure Herzpostille liegt."

„Herr Vetter," versetzte darauf die Wittwe, „Ihr scherzet mit Eurer armen Muhme. Es ist ja der Tag des Herrn, und ich muß in die Kirche, und mit der Predigt über die Zerstörung Jerusalems bin ich auch noch nicht fertig, wie Ihr sehet."

„Ja," antwortete ungeduldig der Rathsherr, „ich sage Euch, die Zerstörung wird erst anheben. Der Kammerherr, der Ahitophel, läßt Euch den Thurm einreißen, und fragt nicht erst: willst Du gehen oder bleiben? so wenig, als meine Hausehre die Kreuzspinne fragt, der sie das Sommerhäuslein zerreißt mit dem Besen auf Einen Strich. — Also gebt Euch darein. Der Hausknecht und mein Sohn Balzer werden Euch ausziehen helfen, und Frau Rebecca bereitet Euch eine Stätte in meinem Dachstüblein."

Inzwischen schirren die Knechte in des Herzogs Marstall ihre Rosse und Wagen; Meister Mum wirft mit seinen Gesellen in die Wette die Stangen und

Balken und Bretter aus der Rüstkammer auf die Gasse; der Hofschmidt thut seine schwarzen Läden auf und bereitet die Klammern; Hanf, der Seiler, richtet die Stricke; Schnell, der Spritzenmeister, besorgt die Feuerleitern, und beim Steinthor kommen sie Alle zusammen. Die Rosse wiehern und stampfen, als wollten sie sich nach ihrer Weise berufen auf das uralte Gebot: Sechs Tage sollst du arbeiten und alle deine Dinge beschicken; aber am siebenten Tage ist der Sabbath des Herrn, deines Gottes. Da sollst du kein Werk thun, noch dein Sohn, noch deine Tochter, noch dein Knecht, noch deine Magd, noch dein Vieh, noch dein Fremdling, der in deinen Thoren ist. — Die Balken und Bretter fallen von den Wagen wie Donnerschläge aus den Wolken, dem Apotheker stürzt mir nichts dir nichts eine Feuerleiter in's Fenster, und wie der Kirchner das Erste läutet, ist's, als sänge ein Rothbrüstlein inmitten von siebenzigmalsieben krächzenden Raben. Alle Kirchenglocken zusammen um neun Uhr höret man besser, aber Schmal, der Hofschneider, und seine Nachbarleute zur Rechten und Linken, Schwarz, der Hofschuhmacher, und alle seine Hausgenossen unten und oben, und wer sonst noch auf dem Thorplatz wohnt, spricht bei sich selbst: „Läutet nur zu! heute bleibt man schön daheim, und lugt, wie es dem Steinthor ergeht.“

Aber das muß man sagen, wenn auch Meister Mum über das dritte Wort flucht, so ist er doch ein rüstiger Mann, und um die eilfte Stunde steht schon das andere Stockwerk des Gerüstes. Auch gehen seine

Gesellen zu Mittag nicht heim, um sich mit einem warmen Süpplein zu stärken, sondern der Kämmerling schickt ihnen Bier aus dem Hofkeller und Brod von dem Mundbäcker. Damit setzen sie sich auf das Gerüste und lassen ihren Wohlthäter hoch leben, und dann auch den Herzog, so daß die Büblein mit dem Catechismus unter dem Arme stehen bleiben und über dem „Vivat hoch!“ die Christenlehre vergessen, ob ihnen gleich der Herr Collaborator eingebunden hat: „Wer hinter die Kirche geht, der bekommt sieben, weniger eins, und mehr, wenn er will. Merkt's Euch!“

Und um die achte Stunde des Abends war Alles geschehen und das Gerüste vollendet. Die Dohlen flogen um den Thurm her und schrieen, als wollten sie protestiren wider den frevelhaften Eingriff in ihre hundertjährigen Rechte; aber Niemand kümmerte sich darum. Ein Geselle nach dem andern stieg von dem Gerüste herab. Hans Schuh, der Wittwe Sohn, war noch droben mit einem Kameraden. Er wollte die Dohlen, welche er so lange von unten gesehen hatte, einmal auch in der Nähe betrachten, und ihre saubere Wirthschaft dazu. Darüber ersiehet er in einem großen, alten Nest ein glänzendes Ding, und neigt sich mit dem ganzen Leib hinüber, daß er den lustigen Tag noch mit einem guten Fund beschließe. Aber das Brett, worauf er mit der Spitze des Fußes stehet, ist nicht angenagelt. Es weicht, und der junge Mensch stürzt hinab einhundertundneunzig Fuß hoch auf das Steinpflaster. Da liegt er, und sieben Mal steht's

an seinem zuckenden Leibe geschrieben, das heilige Gebot: Gedenke des Sabbathtages, daß du ihn heiligest! — an der tief verwundeten Stirne, und an dem blutigen Haar, und in den starren Augen, und an dem offenen Mund, und an dem zerbrochenen Nacken, und an dem zerschellten Arme und in der Todtenfarbe über das ganze Gesicht. Hunderte stehen umher und betrachten die letzten Zuckungen des jungen Lebens, und da und dort murrt und flucht Einer, statt für ihn zu beten, über den, der eigentlich Schuld daran sei. Aber auf einmal wird es still. Dann läuft von Mund zu Mund das Wort: „Sie kommt," und der dichte Kreis um den Leichnam macht von selbst eine Gasse, daß die Mutter des todten Jünglings hindurch wanken kann. Sie sinkt auf ihren Sohn hin, und — —

Aber, lieber Leser, was soll ich Dir weiter berichten? Dein Herz, so es rechter Art ist, sagt Dir das Andere und mehr, als dem Kämmerling lieb wäre, wenn er es hören müßte.

Das Steinthor wurde abgebrochen, der Herzog kam heim, wie er gesagt hatte, und schauete fröhlich aus seinem Closet in den Wiesengrund hinab. Aber als ihm seine Gemahlin nach einiger Vorrede und mit den milden Worten eines christlichen Weibes sagte, diese Aussicht habe ein junges Leben und den einzigen Sohn seiner Mutter gekostet, da wurde sein glänzend Auge noch flammender. Er schalt den Kämmerling und sorgte für die Wittwe.

Was noch mehr ist, er sperrte von der Stunde an in seinem ganzen Lande für alle Tage des Herrn den Verkäufern ihre Buden, und den Wirthen ihre Tanzböden und den Beamten ihre Amtstuben.

Kennst Du, mein Freund, das Land? Laß uns dahin ziehen und stille Sabbathtage halten! Amen.

Etwas aus einer Rockenstube.

An einem Sylvester-Abende, als der Gevatter Müller schon alle Schützen vorgeschoben hatte und das klare Wasser der Altmühl unbenützt über die grünen Steine des moosigen Wehres hinabrauschte, als die ganze Mühle schwieg, wie der Mund eines redseligen Weibleins im Schlafe, erzählte der alte Schulmeister in Zimmern unter andern folgende Geschichten.

„Da ich noch als Schneidergeselle wanderte, kam ich auf dem Wege von Schweinfurt nach Hause in das Dorf A., welches noch mitten in den Weingärten des gesegneten Franken liegt. Das Thor des Friedhofes stand gerade offen, und da man auf einem Gottesacker wohlfeiler und ungestörter ruht, als in dem Wirthshause, so ging ich hinein und setzte mich auf eine Bank, die an der Kirche angebracht war. Etliche Schritte weit davon grub der alte Todtengräber eine Schlafkammer. Als er damit zu Stande gekommen war, trug er seine Werkzeuge in das Bahrhäuslein, und setzte sich dann zu mir. Vor uns lagen zwei große und an Form ganz gleiche Grabmäler aus Uffenheimer Sandstein neben einander.

Das eine sollte das Gedächtniß einer zu Ende des vorigen Jahrhunderts verstorbenen Gräfin von C. verewigen, und die Inschrift auf dem andern ersuchte den Wanderer, dem Andenken des hier in Gott ruhenden Oekonomen N. eine Thräne zu weihen."

„Die Gleichheit der Grabsteine und ihr nahes Nebeneinanderliegen waren mir auffallend, und ich fragte den Todtengräber, woher dieß komme, da doch unter diesen Grabmälern keine Eheleute oder nahe Verwandte und Glieder Einer Familie zu schlummern schienen. Der alte Mann antwortete, indem er auf den uns zunächst liegenden Stein wies: „„Hier ruhen die irdischen Ueberreste des seligen Herrn N., bei welchem ich als Oberknecht diente und von dem man auch weit über unser Dorf viel Gutes zu erzählen weiß Jedem, der nach ihm fragt. — Als vierzehnjähriger Knabe, den Vater und Mutter verlassen hatten, kam er auf die Schreibstube eines gräflichen Kanzleiraths in C. und blieb daselbst bis in sein vierundzwanzigstes Jahr zur großen Zufriedenheit seines Herrn Prinzipals, der nicht wenig von ihm forderte. Da erbarmte sich endlich des sehr brauchbaren jungen Mannes ein Graf von C. und machte ihn zu seinem Secretär mit einer jährlichen Besoldung von dreihundert Gulden. Ehe er aber noch zu diesem Ehrenposten erhoben worden war, hatte er schon im Stillen und ohne daß es Jemand wußte, als er selbst, ein wackeres Mädchen liebgewonnen, das drüben in W. war. Nachdem er aber eine Besoldung hatte, von der man damals noch mit

Weib und Kindern ohne Nahrungssorgen leben konnte, war es natürlich sein erstes Geschäft, daß er um die unberingte Hand der Jungfrau bei Vater und Mutter anhielt. Und man will noch immer behaupten, daß es seines Degens, den er als gräflicher Beamte trug, nicht bedurfte, um das Jawort von dem Mägdlein und ihren Aeltern zu erzwingen. Denn er war ein schmucker Mann, dem das gute Herz aus den Augen sah und der Kopf auf dem rechten Flecke stand.""

""Mit der Frau Secretärin kam aber auch ein schönes Vermögen von viertausend Gulden in das Haus, die annehmbare Ausfertigung ungerechnet. Dieß veranlaßte den Herrn N. nach einigen Jahren diese runde Summe nebst den dazu gekommenen Interessen zu nehmen, sich dafür Weinberg, Acker und Wiese zu kaufen, sein Amt niederzulegen und als freieigener Mann die letzten zwei Drittel seiner Pilgrimschaft auf seinem Gütlein zuzubringen. Als er seine Wirthschaft anfing, kam ich als Knecht zu ihm und blieb es auch, bis sie ihn hier begruben. Denn sonst war es nicht so selten, als jetzt, daß Herr und Knecht beisammen blieben ihr Leben lang, wie Abraham und Eliefer.""

""Mein Herr behielt zwar, nachdem er sein Amt niedergelegt hatte, mit Erlaubniß des Grafen seinen Titel noch bei; aber die Bauern des Dorfs, welche absonderliche Freunde von Spitznamen waren, kümmerten sich nichts darum, sondern nannten ihn schlechtweg den Degelesbauern. Denn er legte als Oekonom

seinen kleinen Degen nicht ab, und die Ortsleute konnten es hundertmal sehen, wie mein Herr mit demselben an der Seite über die Furchen oder die umgelegten Rebstöcke hinwegstieg und mir sagte, was ich heute oder morgen thun sollte. Auch zankte er sich deshalb mit den Bauern nicht, weil er ein großer Freund von Ruhe und Frieden war und mit ihnen heben und legen wollte. Uebrigens segnete der HErr seinen Feldbau, und er wurde nach und nach reicher, als Einer im Ort, ob ich mich gleich nicht erinnere, ihn nur einmal wegen schlechter Witterung verdrüßlich oder bekümmert und unzufrieden gesehen zu haben. Aber das erinnere ich mich wohl, daß er uns Dienstboten nie, auch in der Ernte und Weinlese nicht, Morgens aus dem Hause ließ, ehe er mit uns gebetet und ein Capitel aus der heiligen Schrift vorgelesen hatte. Im Winter wurden meistens zwei daraus. Und dort drüben die Wiese, über welche jetzt der schwerste Heuwagen fährt, ohne eine Hand breit einzusinken, ließ er mit vielen Kosten nach und nach aus einem Sumpfe herstellen.""

""Mit der Hälfte Geld hätte er eine zweimal größere und schon in gutem Stand befindliche kaufen können; allein er wollte in Jahren, wo der Wein nicht gerieth, die armen Leute beschäftigen und so etwas verdienen lassen. Oft sah ich ihn auch', während ich Reben beschnitt und anband, unter einem Apfelbaume sitzen und in einem kleinen Büchlein lesen. Es waren die Psalmen, extra gedruckt. Sie kamen niemals aus der Tasche seines Alltagrockes und nach

seinem Tode schenkte mir seine Tochter das Büchlein zum Andenken an den Seligen.““

„Nachdem der Todtengräber in seiner Erzählung so weit gekommen war, erhob er sich, um das Zweite zu dem Leichengottesdienste zu läuten, der bald gehalten werden sollte. Nach dem Läuten kam der Alte wieder, setzte sich und fuhr fort zu erzählen.“

„„Da ereignete es sich ganz unerwartet, sagte er, daß eine geborene Gräfin von C., welche von ihrem Gemahl, einem preußischen Freiherrn, verstoßen war, in das Dorf kam, und schon am ersten Tage drunten im Wirthshause äußerte, daß sie hier ihr Leben beschließen wolle, weil sie ihr leiblicher Bruder, der regierende Graf, nicht aufgenommen habe. Dieß würde nun auch unsern Leuten im Dorf eine ungemeine Ehre gewesen sein, wenn sie in einer Staatscarosse angefahren wäre und versichert hätte, daß sie gesonnen wäre, hier jährlich so und so viel hundert Gulden zu verzehren. Allein die arme Frau ließ sich nicht undeutlich merken, daß sie außer ihrem großen Stammbaum und einigen kleinen Edelsteinen von der Welt nichts mehr habe, und bald in der Lage sein werde, in der die Wittwe von Sarepta war, als der Geist des HErrn den Propheten vor ihre Hütte führte. Und dieß war ein sehr erheblicher Umstand, der unsern Gemeindevorstehern so schwer auf das Herz fiel, daß sie in ihrem Rathe beschloßen, die arme Gräfin wieder fortzuschieben, weil man doch, meinten sie, nicht wissen könnte, ob sie nicht durch die Aufnahme derselben Seine Erlaucht den regierenden Herrn Grafen

vor den Kopf stoßen würden, der gewiß nicht ohne Grund auf seine Schwester zürne.""

„„Eine solche Unbilde war aber meinem Herrn, der auch mit im Rathe saß und für die Andern die Feder führen mußte, zu arg. Er verbürgte sich mit seinem ganzen Vermögen für die Gräfin und erhielt dann in Gnaden die Erlaubniß, daß er ihr aus seinem Beutel ein Stüblein miethe und sie aus seiner Küche speise. Darnach versüßte er der unglücklichen Frau ihre traurige Lage so viel als möglich, und erwies ihr die ihrer hohen Geburt zukommende Ehre, wie von ihm, als einem guten Christen und einem auch gegen die Geringsten im Dorfe höflichen Manne nicht anders zu erwarten war.""

„„Nach diesem Allen waren abermals einige Jahre verflossen, als ganz unverhofft in Holstein eine reiche Gräfin in ihren besten Jahren wegstarb und unserer Frau Gräfin ihr ungeheures Vermögen hinterließ, wodurch sich natürlicher Weise gar Manches änderte. Die nunmehr reich gewordene Frau machte die Schullehrerswittwe Meier zu ihrer Kammerjungfer, meinen Herrn aber, den Degelesbauern, ernannte sie zu ihrem Verwalter mit einem jährlichen Gehalte von hundert Dukaten, und machte ihm immer ein Präsent von fünfzig, so oft er sie im Sommer in das Bad Brückenau begleitete, das sie von nun an wegen ihrer schwachen Gesundheit brauchte. Auch der Hof in C. blieb bei dieser Veränderung nicht ruhig. Er schickte einen Canzleirath zu uns, um meinem Herrn ein Schreiben zu überreichen, worin er zum gräflichen Commerzien=

rath ernannt war, weil er, wie mit großen Buchstaben geschrieben stand, sich durch seine Musterökonomie die größten Verdienste um die Grafschaft erworben habe. Mein Herr aber, der schon wußte, wie viel es geschlagen hatte, antwortete lächelnd: „Für den Titel lasse ich Seiner Erlaucht unterthänigst danken. Ich gedenke den zu behalten, den mir meine Herren Collegen, die hiesigen Bauern, gegeben haben. Sollte sich aber der Herr Graf meiner geringen Fürsprache bei seiner Frau Schwester bedienen wollen, so bin ich von ganzem Herzen dazu bereit." — Und er hielt auch Wort. Sein freundliches Anerbieten wurde mit beiden Händen angenommen, und er wußte es bei unserer Frau Gräfin mehr als einmal dahin zu bringen, daß sie ihrem Bruder bedeutende Summen vorschoß und ihm die quittirten Schuldscheine am Weihnachten oder an seinem Geburtstage zurückgab.""

„„Nach dieser glücklichen Veränderung kamen bis aus Holstein herunter zwei junge Grafen auf Besuch. Die alte Gräfin konnte aber wegen ihres engen Losements ihre vornehmen Vettern nicht beherbergen, sondern mein Herr nahm sie in sein Haus und an seinen Tisch. Als sie das erste Mal bei uns aßen, setzten sie sich als leichtsinnige junge Leute ohne Umstände sogleich nieder, ohne vorher zu beten, ob sie gleich sahen, daß die Gäste alle stehen blieben und zum Gebet ihre Hände falteten. Dieser französische Leichtsinn war aber meinem Herrn ein Gräuel, und er sagte daher zu den Junkern: „Gnädige Herren, hier zu Lande ist man gewohnt, für Alles, was man

geschenkt bekommt, zu danken. Diese Speise und dieser Wein sind unverdiente Geschenke Gottes. Kommen Sie und lassen Sie uns auch gegen ihn wenigstens artig und höflich sein!" — Und die Junker erhoben sich wieder von ihren Stühlen und wagten es nicht mehr, so lange sie bei uns waren, zu Tische zu gehen, wie das Füllen der lastbaren Eselin zur Krippe."

Nicht lange darauf hatte aber mein Herr, der nichts weniger leiden konnte, als das Fluchen, Gelegenheit, auch an der alten Gräfin selbst einen bösen Fehler zu strafen, wenn ich so sagen darf. — Sie war nämlich, wie ich schon sagte, gewohnt, jedes Jahr, von meinem Herrn begleitet, nach Brückenau zu gehen. Einmal aber, es war zu Anfang der neunziger Jahre, fiel es ihr plötzlich, und ohne daß es ihr der Arzt gerathen hätte, ein, zur Abwechselung einmal auch nach Wiesbaden zu reisen. Mein Herr wendete unterthänig dagegen ein, daß diese Reise des Kriegs halber ganz unsicher und für ihn seiner Oekonomie wegen zu lange dauern würde. Widerspruch konnte aber die alte Gräfin überhaupt nicht vertragen, und da sie gerade noch dazu Kopfweh hatte, wurde sie durch diesen Einwand so außer sich gebracht, daß sie Gottesfurcht und Anstand vergaß und im höchsten Jähzorne ausrief: „Der T. soll mich auf der Brücke von Schweinfurth zerreißen, wenn ich heuer nach Brückenau gehe!" — Mein Herr nahm stillschweigend seinen Hut und empfahl sich. Die Frau Gräfin wurde aber bald wieder ruhig und sah

dann ohne Brille gar deutlich, daß sie nicht nur eine schwere Sünde begangen habe, sondern auch, wie sie meinen Herrn kannte, nicht hoffen könne, daß er nachgeben werde. Sie ließ ihn also noch am Abend des nämlichen Tages holen und sagte zu ihm: „Bester N., ich habe mich nach mehrerer Ueberlegung und Erwägung der Sache eines Andern besonnen. Ich will auch heuer wieder, wie gewöhnlich, nach Brückenau und erwarte von Ihm, daß er mich dahin begleitet.“ — Mein Herr aber antwortete: „Sie verzeihen, gnädigste Frau, ich kann auch dahin nicht mit, weil ich es für eine schwere Sünde halte, Gott zu versuchen, wie Sie, und Einen Weg mit Jemandem zu gehen, der es gethan und noch nicht ernstlich bereut hat. Es sei denn, daß Sie zuvor Ihre Sünde beichten und Absolution erlangen, sonst werde ich nicht die Ehre haben können, Sie zu begleiten.“ — „Er hat Recht,“ sagte nun die Gräfin, „meiner Seele und Ihm zu lieb will ich thun, was Er verlangt. Bemühe er sich nur nachher noch zu dem Herrn Pfarrer mit der höflichen Bitte, mich zu besuchen.“ — Der würdige Seelsorger — da neben der Sakristei-Thüre ist sein Grab — kam, strafte die Gräfin mit ernsten Worten über den Jähzorn, den sie noch in ihren alten Tagen über sich Herr werden ließe, und ermahnte sie, das Werk der Heiligung eifriger zu betreiben, als bisher. Die Frau gelobte es mit Hand und Mund, und drei Wochen darauf fuhr sie mit meinem Herrn und ihrer Kammerjungfer über die Mainbrücke. Als die Bögen derselben unter ihrem

Reisewagen wiederhallten, faltete sie ihre Hände und verharrte einige Minuten in stillen Gebeten.""

„Und der Todtengräber hätte mir gewiß von seinem Herrn und der alten Gräfin noch Manches erzählt; aber es schlug auf dem Thurme über uns ein Uhr. Darum erhob er sich und ging mit einigen Schulknaben in die Kirche und fing an mit allen Glocken zu läuten. Ich stand auch auf, nahm meinen Wanderbündel wieder auf den Rücken und verließ den Friedhof. Die Glockentöne und die Stimmen der Sänger gaben mir noch lange das Geleite."

„Einmal," erzählte der alte Schulmeister von Zimmern bei seinem Gevatter, dem Müller, — „es war im Weinmonat und am Tage Simonis Judä, erging ich mich im Freien, um, so zu sagen, den Schulstaub von Lunge und Kleidern durch die frische Luft auf den Bergen wegblasen zu lassen, und gelangte in den Wald zwischen hier und Biswangen. Die Winde hatten nach dem heißen Sommer schon die gelben Blätter der Buchen, Birken und Espen abgeschüttelt, und unter den Bäumen wimmelte es von emsigen Menschen, wie in einem Weinberge. Denn die meisten Leute von Biswangen waren darüber, die letzte Gabe des Herbstes, das abgefallene Laub, zu sammeln. Zwei derselben, der alte Meier und sein Sohn, saßen auf einer gefällten Eiche und warteten auf den Knecht mit dem Anspann. Von der Arbeit ausruhend verzehrten sie, was die junge Meierin an weißem Brod und geräuchertem Fleisch in das Säcklein gethan hatte, so neben ihnen lag. Ich schritt vollends durch einen

jungen Fichtenanflug und setzte mich zu den beiden Männern, von denen ich den alten Vater schon als ehemaligen Verweser der Schule in Biswangen kennen und hochachten gelernt hatte."

„„Nun, Herr Schullehrer,"" sagte der alte Meier nach einem freundlichen und herzlichen Willkomm, „„wie lange wird Er denn noch da unten in Zimmern bleiben? Mit Ihm will es doch gar nicht vorwärts. Unser alter Schulmeister ist krank und wird nicht mehr aufkommen. Will Er sich denn nicht um seinen Dienst melden, wenn er gar gestorben ist? oder fürchtet Er das Bergsteigen?""

„Das, alter Simeon," antwortete ich, „fürchte ich am allerwenigsten. Aber vor Etwas unter Euch da oben würde ich mich doch fürchten, wenn heute oder morgen unser Erlauchter Kirchen- und Schul-Patron spräche: Christoph Fuhrmann, ich will dich zum Schulmeister in Biswangen machen."

„„So, im Ernst?"" meinte der junge Meier. „„Was ist denn das, wenn ich fragen darf, Herr Schullehrer?""

„Eure Familienfeindschaften," gab ich ihm zur Antwort, „Eure Feindschaften, die von den Vätern und Müttern auf die Söhne und Töchter und von den Großeltern auf Enkel und Urenkeln forterben, wie die Erbsünde und wie die Feindschaft zwischen den Juden und Samaritern."

„„Nun,"" fuhr der junge Mann fort, „„die einander nicht gut sind, die läßt eben der Herr Schullehrer laufen, wenn er einmal bei uns ist. Im herr-

schaftlichen Amte werden die halsstarrigen Hammel schon geschoren.""

""Wie Du wieder redest, Hansjörg!"" fiel ihm der Alte in das Wort. ""Läßt Du die Dornen gehen, welche von der Hecke in Dein Krautbeet hineinlaufen? läßt Dein Weib die Disteln gehen, die mitten in ihrem jungen Flachs aufschießen? Ich selber habe schon oft in meinem Herzen gesprochen: Es wird meiner Seele lang zu wohnen unter Denen, die den Frieden hassen. — Und der Lehrer sollte es ruhig mit ansehen, wenn schon die Schulkinder sich unter einander hassen und an ihnen in Erfüllung geht das Sprüchwort: Wie die Alten sungen, so zwitschern auch die Jungen? Ist es nicht ein öffentliches Aergerniß, wie gegenwärtig unsere zwei Wirthe einander bei den Ohren haben?""

„Was ist das für eine Geschichte, alter Freund? fragte ich, indeß der Greis sein Brodmesser in die Tasche steckte."

""Unser Dorf,"" antwortete der Alte, ""liegt so hoch, wie Er weiß, daß man von den umliegenden Feldern in die Tyroler Berge hineinschauen kann; aber dennoch hat es seine Quellen, welche Jahr aus Jahr ein laufen. Eine dieser Quellen in einem Garten kaufte vor etlichen Monaten der obere Wirth und leitete ihr Wasser, das sonst unbenützt zwischen den gelben Schmalzblumen oder unter dem Schnee hingeronnen war, durch Röhren in sein Brauhaus. Und war mit seinem Kaufe zufrieden und seine Gäste waren es auch, weil er in seinen Kessel von der Quelle

nicht mehr laufen läßt, als zu einem guten weißen Bier gehört.""

""Auch der untere Wirth sieht bald, daß sein College eine gute Einrichtung getroffen hat. Er kauft also ein Grundstück, das zunächst neben der Quelle des oberen Wirths liegt und ebenfalls lebendiges Wasser hat, legt auch eine Röhrenfahrt an und sieht bald mit großer Freude das schöne Wasser in seinen Bottich laufen. Mutter und Weib, Knecht und Magd, die er dazu ruft, freuen sich auch mit ihm. Denn wenn er den Hahn an der Brunnenröhre zuläßt, läuft nichts heraus, aber wenn er den Hahn aufmacht, strömt es mit Gewalt.""

""Aber für den obern Wirth war dieß kein Spaß. Denn als er in der Nacht aufstand, um unter seinem Kessel nachzuschüren, war es in seinem Brauhaus stille wie in einer Capelle, und die Röhre seines Brunnens so trocken, wie der Lauf einer Flinte. Der untere Wirth hatte nämlich seine Röhrenfahrt tiefer gelegt, und so dem oberen das Wasser genommen, weil es eigentlich nur Eine Quelle ist, die nur in zweien, durch die Hecke getrennten Armen an den Tag kommt.""

""Also legte sich der obere Wirth nicht mehr zu Bette, sondern zog seinen blauen Sonntagsrock an und ging hinunter in die Stadt zum Gericht. Wär' er zuerst zu mir gekommen, so hätt' ich zu ihm gesagt: Vetter Michel, ich weiß schon, du magst den untern Wirth nicht, und du und sein Vater, ihr habt schon eure Hunde aufeinander gehetzt, daß sie sich zerrissen. Aber wenn ich du wäre, ginge ich doch zu

ihm und sagte: Vetter, es ist besser, wir sind einander gut, denn feind, könnten auch mit besserem Gewissen zum Nachtmahl gehen. Wie wäre es, wenn wir miteinander Eine Brunnenstube bauten? Dann hätten wir, Einer wie der Andere, Wasser, so viel wir brauchen zum weißen und zum braunen Bier. So hätt' ich ihm gesagt, und so meinte unser Herr Stadtvogt auch, der zwischen den zwei Widersachern einen Vergleich stiften wollte. Aber der untere Wirth, der auch in die Stadt gekommen war und den er rufen ließ, schüttelte in seinem Uebermuthe immer mit dem Kopfe und versicherte, um seinen Widerpart zu ärgern, er habe vor, das Wasser bis in seinen Taubenschlag hinauf leiten zu lassen, damit seine Tauben nicht mehr in die Gaulschwemme hinunter fliegen müßten. Dann ging er wohlgemuth noch in das Wirthshaus und ließ sich eine Maas oder zwei schmecken.""

„„Der obere Wirth hatte aber den Mund voll Galle und Sägespäne. Denn er spuckte auf dem Heimwege immer aus, und wer ihm begegnete, sah es ihm sogleich an, daß ihm etwas über die Leber gelaufen sei. Doch trat er ganz fröhlich in seine Stube und die Gäste, die sich darin gesetzt hatten, meinten, er habe den Prozeß gewonnen. Aber er sagte kein Wort, sondern ließ den andern Tag in aller Frühe seine ganze Röhrenfahrt herausreißen und um einen Schuh tiefer legen. Drei Tage darauf lief das Wasser schon wieder frisch und frei in seinen Kessel.""

„„Der Untere öffnete zwar am Morgen darauf den Hahn an seiner Brunnenröhre, aber es kam nichts

mehr heraus, so wenig als aus dem Maul eines abgestandenen Karpfen. Er lief eilends zu seiner Brunnenstube an der Quelle hinauf, aber auch darin war nicht mehr so viel, daß ein Frosch seine Augen hätte waschen können. Der Nachbar hatte Alles. Nun war das Klagen an ihm, und er sattelte seinen Rappen, um nichts zu versäumen. Aber er wäre viel später auch noch zu bald gekommen. Denn der Stadtvogt ließ ihn erstens sehr hart an, und sein Widerpart, mit dem er nunmehr sehr gern ein gütliches Uebereinkommen getroffen hätte, schüttelte fürs andere nun auch mit dem Kopf und sagte, sein Herr College möchte nur seine Tauben zu ihm hinauf schicken, auf ein Maul voll Wasser komme es ihm jetzt nicht mehr an.““

„„Der untere Wirth nahm sich nun zwar vor, seinem Wasserdieb einen Advokaten auf den Hals zu setzen, und wollte nur noch von seiner Frau den Consens dazu einholen. Aber auf dem Heimwege fällt ihm etwas Besseres ein, und war sein Widerpart die vorige Woche vergnügt heimgekommen, so stieg er noch vergnügter von seinem Rappen. Was der andere gethan hat, denkt er, kann ich, der ich mit meinem Brauhause viel tiefer liege, als er, noch einmal thun. So geht er den folgenden Tag mit seinen Zimmerleuten hinauf an die Brunnenstube, und läßt von da an bis hinunter in sein Haus die Röhren so tief legen, daß der Andere es ihm nicht mehr zuvorthun kann, und nun trocken sitzt.““

„Nun, und wie ging es weiter? fragte ich den Alten begierig, als er in seinem Bericht inne hielt.“

„„So,““ fuhr der Meier fort, „„steht dato die Sache. Der Obere und der Untere haben einen Bündel Geld zum Fenster hinausgeworfen, und hat der Eine auch den Sieg davongetragen, so möcht' ich doch nicht in seiner Haut stecken. Aber der Herr im Himmel droben muß recht langmüthig sein, sonst hätte er gewiß schon mit dem Finger seiner Allmacht unter der Erde ein paar Felsen auseinander gerückt, daß die Quelle statt nach oben nach unten hinab flösse und keinem von beiden zu gut käme.““

„Indessen war aber der Wagen des jungen Meiers angelangt, und er ging mit seinem Vater hin, ihn zu beladen. Aber ich wandelte traurig zurück in mein Altmühlthal und seufzte: O guter Gott, wie viele Leute verdammen sich doch selbst, indem sie beten: Und vergieb uns unsere Schuld, wie wir vergeben unsern Schuldigern.“ —

An Petri Stuhlfeier des Jahres 1763 hatte der Schulmeister von Zimmern eine Abendgesellschaft. Der Müller mit seinen zwei Töchtern, die nach dem Tode ihrer Mutter das Haushalten führten, saßen an seinem Tische. Fast eine Stunde schon hatten die beiden alten Männer, von denen sich der Schulmeister etwas auf preußische Seite hinneigte, miteinander an dem Hubertsburger Frieden gearbeitet, und wollten an demselben Abend noch wenigstens mit den Präliminarien fertig werden. Da thaten die beiden Mägdlein Einspruch und unterbrachen die Friedensunterhandlungen

mit dem Ansuchen, der Herr Schulmeister möchte auch ihnen seine Aufmerksamkeit schenken.

Der Gebetene, dem es schwer fiel, seinen gewesenen braven Schülerinnen eine Bitte abzuschlagen, legte daher die Frankfurter Post-Avisen vom 26. Januar obigen Jahres bei Seite und langte nach seinem Hausarchiv, das heißt nach der großen, schwarzen Schachtel auf dem Bettstatthimmel, in der sich außer andern Papieren auch mehrere Briefe seines in einem sächsischen Städtlein verstorbenen Bruders befanden. Von diesen wählte er einen der älteren, steckte seine Brille auf die Nase und rüstete sich zum Vorlesen, was gerade an jenem Abend etwas schwierig war. Denn die angeschwollene Altmühl rauschte laut über das Wehr, der Sturmwind aber rüttelte bald an der Hausthüre und bald fuhr er durch den Schornstein herab, als wollte er auch den Riegel der Küchenthüre probiren. Deßwegen ließen auch die beiden Müllerstöchter ihre Räder ruhen und legten ihre Hände in den Schooß, während ihnen das Schulherrlein, wie sie ihn unter sich nannten, Folgendes vorlas:

„Steinhausen an Pauli Bekehrung 1741.

Lieber Bruder!

Ob sie gleich in allen Geboten und Satzungen des HErrn untadelig geht, ist doch meine Frau, wie du weißt, ohne Ehesegen geblieben, und wäre mir lieb, wenn deine Kinder noch lebten, damit unseres Namens Gedächtniß nicht ausginge, wenn wir zwei Brüder unsere vier Augen zugethan haben. Nun habe ich zwar ein Kind, aber ich kann nicht einmal zu ihm

sagen, wie weiland Laban zu Jakob: Du bist mein Bein und mein Fleisch. Das Mägdlein war schon ein Waisenkind, als es anfing mich „Vater“ und mein Weib „Mutter“ zu nennen.“

„Wie mag das zugehen? fragst du da mit dem Obersten Nicodemus, und ich antworte dir, wie folgt.“

„St. Petrus der Apostel schreibt: Weidet die Heerde Christi, so euch befohlen ist, und sehet wohl zu, nicht gezwungen, sondern williglich, nicht um schändlichen Gewinnes willen, sondern von Herzensgrunde. — Aber unser Präceptor Völlner mochte diesen Spruch lesen, wie unser Rabbiner das Alte Testament, nämlich verkehrt. „Nicht aus Herzensgrunde, sondern um der Wolle willen.“ Deßwegen wünschte er auch, daß kein Kindlein sterben möchte, ehe es in seiner Schule gewesen wäre und ihm die Frucht des Schulgeldes getragen hätte. Konnte er seinen Collegen einen Schüler wegschnappen, so machte er sich so wenig ein Gewissen daraus, als ein Hecht in eurer Altmühl, wenn er nach einem fetten Kärpflein fährt. So lange Steinhausen steht, war noch Niemand wegen rückständigen Schulgeldes ausgepfändet worden. Herr Völlner führte diesen schlimmen Gebrauch ein. Aber was kam dabei heraus? Eine Tagelöhnerin aus der Vorstadt, welche auf diese Weise ihr Kopfkissen herlassen mußte, lief ihm in das Haus und bettelte um Nachlaß oder wenigstens um Nachsicht. Aber der Präceptor schob sie unsanft zur Thüre hinaus, und die Tagelöhnerin, die sammt ihrem Gläubiger das Hauptgebot des guten Hirten vergessen haben mochte,

wünschte ihm, daß er den Hals brechen möchte. Sie blieb auch noch vor der Hausthüre stehen und schrie etwas von Ehebrechern und dergleichen. Zum Glück kam bald der Stadtknecht dazu und machte ihrem Sermon ein Ende, noch ehe sie zu dem Amen gekommen war."

„Bald darauf starb die brave, wackere Frau des Präceptors vor Kummer. Denn er war ihr keine Stütze des Anhaltens, sondern ein Geisel-Pfahl schwerer Prüfung gewesen. Nach ihrem Tode ließ der Wittwer der Holzersparniß wegen seine Bettstatt und den Schreibtisch unten in die Wohnstube bringen. Ein achtzehnjähriges Mädchen dagegen, welches die Leute für einen Nebenzweig von ihm hielten und das nun allein mit ihm in seinem Hause wohnte, mußte oben hinauf ziehen. Die untere und die obere Stube standen aber mit einander in Verbindung, und wenn man das Fallbrettlein in der Decke zwischen beiden aufthat, so konnte man von oben und unten mit einander reden. Der Präceptor pflegte daher, wenn er Nachts etwas bedurfte, auf einen Schemmel zu steigen und mit seinem langen spanischen Rohre das Lädelein aufzustoßen. Ein Glockenzug wäre freilich für den fetten und schweren Mann bequemer gewesen; aber ein klingender Thaler im Kasten mehr hatte für ihn einen lieblicheren Ton, als eine klingende Schelle."

„Und so kam es denn, daß in der Walpurgisnacht 1737 in dem Caplaneihause ein großer Schlag geschah. Aber nur die hungrigen Mäuse darin mochten darüber erschrecken. Die junge Hausgenossin des

Präceptors kam nicht aus ihrem ersten Schlafe und sah erst am Morgen, als sie mit ihrem Pflegevater reden wollte, seine Leiche in einer Lache Blut auf dem Boden liegen. Sie schrie im ersten Schrecken zum Fenster hinaus um Hilfe. Zwei Bauern, die eben vorüberfahren wollten, kamen eilends herbei, liefen aber noch schneller davon, als sie den Leichnam mit dem umgedrehten Halse bemerkten. Der Arge, mochten sie denken, habe hier auf seinem Wege nach dem Blocksberge einen Reisecumpan mitgenommen. Endlich kam auch der Hausarzt des Präceptors. Dieser nahm aus der rechten Hand des Leichnams das lange spanische Rohr, deutete damit auf den umgeworfenen Schemmel und sagte: Seht, Leute, der Herr Präceptor wollte da oben das Fallbrettlein aufstoßen; aber er bekam das Uebergewicht, fiel an die Wand und brach den Hals. Im Todeskampf hat er sich selbst unter seine Bettstatt hinuntergeschoben. Aber sein Gesicht wird wohl so bleiben, wie es nach dem Rücken zu gedreht ist und die Hände werdet ihr ihm auch nicht mehr falten können."

„Seine Pflegetochter hinterließ der Präceptor verkrüppelt an Leib und Seele. Sie war einseitig und hatte einen Höcker. Denn der Verstorbene hatte sie einmal in einem Anfall von Jähzorn unter den Tisch geschleudert, wie eine junge Katze mit dem Fuß. Dann hatte sie auch aus seinem Munde nichts Gutes gehört, und ihr nachheriger schlechter Lebenswandel wird in dem großen Schuldbuche auf dem Blatte stehen, das

mit seinem Namen überschrieben ist, mit seinem schwarzen Namen."

„Eine verheirathete Base nahm sie nach dem Tode des Präceptors zu sich in ihr Haus. Aber sie ließ sich mit dem Ehemanne derselben in — —"

Hier stockte der alte Schulmeister im Vorlesen, und sagte, seine Brille einen Augenblick von der Nase nehmend, zu den Müllerstöchtern, seinen Zuhörerinnen: „Hier haben mir die vermaledeiten Motten ein Stück aus dem Briefe gefressen. Aber so viel ich mich noch erinnere, stand auf diesem Platze, wie die so tief gefallene Weibsperson in zwei aufeinander folgenden Jahren vor versammeltem hochwürdigen Consistorium mit zwei körperlichen Eiden ihre Unschuld beschwor, und wie man ganz allgemein und nach allen obwaltenden Umständen ihre Schwüre für Meineide hielt. — Ihr werdet also den Faden wohl nicht verloren haben, wenn ich weiter lese, wie folgt:

„Nun auch von ihren Schwestern sammt deren zwei Kindern verstoßen, zog sich die verlorene Tochter in einen Thurm an der Stadtmauer zurück, wo sie einige Jahre ihr Wesen trieb. — An diesem Thurme kam ich vorgestern vorüber und hörte darin ein Kind kläglich wimmern. Ich wollte hinein, um zu sehen, ob ich nicht helfen könnte; aber auf mein Klopfen folgte kein Antworten und Aufthun. Denn die Thüre war inwendig verriegelt. Ich holte also den Schmiedemeister Lambrecht dazu. Dem giebt der Riegel nach und wir treten hinein. Ach, du lieber Gott, welch ein Jammerbild! Da liegt auf dem alten, zerriebenen

Stroh in der Bettstatt die Mutter, ein mit Lumpen und Fetzen bedeckter Leichnam, uud das noch lebende Kind sitzt auf dem Höcker der Mutter und sieht die fremden Männer starr an. Wir stehen auch lange, wie Bildsäulen, und wollen nicht zugreifen. Denn das Insekt, das zur Rache über die Gotteslästerer erschaffen ist, hatte den Leichnam verlassen und sich auf dem armen Kinde gesammelt. Endlich, nachdem ich einen schweren Kampf mit dem Ekel gekämpft hatte, hob ich die kleine Jammergestalt aus dem Greuel heraus."

„Und wie ich das arme Mägdlein nahm, so habe ich es noch, nur mit dem Unterschied, daß seiner meine Frau indeß mütterlich gepflegt und gewartet hat. Niemand wird es mir mehr abnehmen, und deine Erbschaft, wenn du mich überlebst, wird durch den Findling etwas geschmälert werden. Aber wir beide sind ja nicht aus dem Stamme Levi, sondern aus dem Geschlechte der barmherzigen Samariter, und du weißt es besser, denn ich: Je mehr auf solche Weise ein irdisches Erbtheil geschmälert wird, desto mehr wächst das himmlische und ewige Erbe.

Doch genug für dießmal! Der HErr sei mit dir und mit

Deinem getreuen Bruder
Andreas."

„Sie brachten aber, fügte der alte Schulmeister hinzu, indem er seinen braunen Brief wieder zusammenlegte, mein Bruder und seine Frau brachten das

arme Kind nicht auf. Es ging in seinem sechsten Jahre heim. Seine beiden Pflegeeltern folgten auch bald nach und ruhen nun dem Leibe nach auf dem Friedhofe, Eines zur Rechten und das Andere zur Linken des Kindes, wie sie gewollt hatten. Sie werden nun sehen und schmecken, was auf sich habe das Wort: Und wer ein solches Kind aufnimmt in meinem Namen, der nimmt mich auf."

Die kurze Wanderschaft.

Wer vor fünfzig und etlichen Jahren am Tage Matthäi die blauen Herbstblumen in dem oberen Altmühlthale zählen wollte, der durfte nur mit einem Handwerksburschen gehen, dem seine Mutter noch von der Hausthüre aus über die weite Wiesenfläche nachsah.

Ihr Sohn, ein Schuhmacher wie sein verstorbener Vater, hatte schon etliche Tage, in tiefe Gedanken verloren, auf seinem Rappen gesessen. Und wenn ihn seine Mutter fragte: „Andres, fehlt dir was? ist dir was?“ so empfing sie jedesmal eine Antwort, aus der sie so wenig herausklauben konnte, als eine Henne aus Sägespänen.

„Ich weiß es wohl, Andres,“ sprach dann die Wittwe in ihrem Herzen, „wo Dich der Schuh drückt, ohne daß du es mir zu sagen brauchst. Dir gefällt es nicht mehr in deines Vaters Hause, und der Hofarts-Teufel macht's dir zu enge. Du möchtest ein großer Herr Schuhmacher werden, wie du sie auf dei-

ner Wanderschaft in Nürnberg und Frankfurt gesehen hast, und weißt nicht, daß du wärmer sitzest, als hundert andere Meister, die keinen Knieriemen mehr an den Fuß bringen, sondern nur zuschneiden. Aber in Gottes Namen! Willst du fort, so geh' fort! halt' ich dich auf, so bleibst du ewig unzufrieden; versuchst du's aber, so meine ich, wird es dich bald gereuen. Andres, es ist ein großer Unterschied zwischen einer Wanderschaft von etlichen Jahren und zwischen einem Abschied von Mutter und Heimath auf immer!"

Endlich machte Andreas eine halbe Schwenkung mit seinem Rappen und sprach: „Mutter, nun ich Alles recht überlegt habe, kann ich Ihr sagen, daß ich nicht mehr hier bleibe."

„Warum, Andres?" fragte die Wittwe hinter ihm an dem Hanfrocken, und that, als wunderte sie sich so wenig über seine Rede, als hätte er gesagt, sie solle die fertigen Stiefel zu dem untern Wirth tragen, der sie bestellt.

„Es ist hier nichts," antwortete Andreas, „was Einer in diesem Neste ist, das muß er sein Leben lang bleiben."

„Du hast Recht," versetzte seine Mutter; „dein seliger Vater hat wohl zwanzig Knieriemen zerrissen an sich und an dir, und am Ende hat es eben in seinem Lebenslauf geheißen: „Der ehrbare Johann Matthias Palmberger, Altreis (Altschuhmacher) und Schutzverwandter dahier." Nichts dahinter und nichts davor."

„Darum," fuhr der junge Schuhmacher fort, „will

ich nach England oder Amerika. Da hat schon Mancher sein Glück gemacht."

„Ja wohl, sein Glück gemacht," stimmte die Wittwe dem Sohne bei. „Gerade jetzt erzählt man viel von einem Sattlergesellen aus Schneeberg in Sachsen. Ackermann heißt er. Der ging über Paris nach London in England und ward daselbst ein so reicher und angesehener Mann, daß jetzt die Grafen und Fürsten in seinem Hause ein- und ausgehen wie bei Unsereinem die Hühner. Und der Erzbischof ist schon bei ihm zum Kaffee gewesen mit seiner Frau. Seinen armen Freunden in Schneeberg schickt er aber ein Geldstück um das andere."

„Ich werde Euer auch nicht vergessen, liebe Mutter," versicherte der junge Mann auf dem Rappen und stellte die Stiefel des Wirths auf die Seite, nachdem er die letzte Hand daran gelegt hatte. „Ich werde Euch schon von Zeit zu Zeit schreiben, wie es mir geht. Und wenn Ihr einmal unter einem Briefe von mir leset: „Euer dankbarer Sohn, Hof-Schuhmachermeister Seiner Majestät des Königs von Großbritannien, Schottland und Irland" — dann dürft Ihr Euch flugs aufmachen wie der Erzvater zu seinem Sohne Joseph in Egyptenland. Denn ich wollte mich Eurer nicht schämen, und wenn ich König würde."

„Bis dahin," versetzte die Mutter, indem sie sich mit der Schürze eine Thräne aus dem Auge wischte, „darfst du dir um meinetwillen keine Sorge machen. Denn ein neues Haus, zwei Kühe im Stall und

etliche Morgen im Feld und an der Altmühl sind für ein Wittweib mehr als genug."

Sie hatte noch nicht ausgeredet, als Andreas schon anfing, um seinen Rappen herum aufzuräumen. Seine Mutter aber wehrete es ihm und sprach: „Lieber Sohn, das überlaß mir. Nimm nur den Handwerkzeug, den du als Geselle auf der Wanderschaft brauchst, und schnalle deinen Bündel. Der Ranzen, den du vor drei Jahren aus der Fremde mitgebracht hast, ist noch ganz gut und hängt drüben in der Kammer. Indeß habe ich Zeit, dir zum Abschied dein Leibgericht zu bereiten. Denn du sollst erst gegen Abend ausziehen und heute nicht mehr weiter als nach Merkendorf gehen. Du möchtest dir sonst wehe thun."

Und so geschah es auch. Andreas schnallte seinen Wanderbündel, aß sein Leibgericht mit großem Beifall, plauderte noch zwei oder drei Stunden mit seiner Mutter über dieses und jenes, und ging dann, von ihr bis vor die Hausthüre geleitet.

Die Wittwe aber sprach bei sich, als sie, die beiden Hände in der Rocktasche, nach ihrem Stüblein zurückkehrte: „Ich lasse Alles liegen und stehen; auch seinen Rappen; denn er wird nicht lange ausbleiben." Und als eine Stunde darauf die Nachbarin kam und Schuhe zum Flicken brachte, nahm sie dieselben an und antwortete: „Morgen Abend könnt Ihr wiederkommen und sie holen; da werden sie fertig sein."

Andreas aber, je weiter er ging, desto länger wurde ihm der Weg nach England und Amerika. Schon

auf den Wiesen zwischen den beiden nächsten Ortschaften gelobte er bei sich selber, sich mit der Neuen Welt nicht einzulassen. In dem großen Mönchswald gab er auch England auf, in dem tiefen Sande hinter demselben fiel der Zeiger bis auf Frankfurt zurück, und als ihm in Merkendorf da und dort aus den Stuben ein heimliches Abendlicht entgegenschimmerte, wie vom Himmel die ersten Sterne, fühlte er ganz, was es heiße, Mutter und Heimath auf Nimmerwiederkommen zu verlassen.

So kam er in die Herberge seines Handwerks, nippte ohne großen Appetit von dem Bier, welches ihm vorgesetzt wurde, und legte sich dann zwischen die Würzburger Fuhrleute, die auf dem Stroh in der Stube herumlagen. Sein Wanderbündel machte er zum Kopfkissen. Dann löschte der Wirth die mit Schmalz gefüllte Lampe aus, und das Mondlicht herrschte nun allein in der Stube.

Andreas aber hatte einen schlimmen Platz gewählt. Sein Schlafkamerad zur Linken träumte vielleicht von einer Schlägerei. Wenigstens schlug er mit seinen großen und harten Fäusten gewaltig um sich, und traf dabei den Schuhmacher so in das Genick, daß dieser erschrocken aufsprang und eine andere Schlafstätte suchte. Eine lange, schmale Tafel, welche an der Wand von dem Fenster bis zur Stubenthüre reichte, und auf der nichts stand, als ein Scheffel, lud ihn ein. Er hob den Scheffel herab und sein Wanderbündel hinauf und legte sich dann selbst nach Bequemlichkeit zurecht. Wenige Minuten darauf schloß

ein sanfter Schlaf seine Augen und eine Erinnerung aus seiner frühesten Jugend zog, in einen Traum verwandelt, durch seine Seele. Es träumte ihm, er liege als Knabe von sieben oder acht Jahren zum Baden entkleidet auf einem flachen Ufer der Altmühl, und wollte sich in dem schwarzen Schlamme wälzen, um dann seinen Kameraden plötzlich als Mohr zu erscheinen. Lange war es ihm, als könnte er über ein Brett nicht in den Schlamm hinunter kommen. Endlich wich das Hinderniß, und er sank bis über die Ohren in die weiche, schwarze Masse. Eine Weile war es ihm wohl darin; aber durch eine rasche Wendung bedeckte er auch sein ganzes Gesicht, Mund und Nase damit, und war nun dem Ersticken nahe.

Darüber erwachte Andreas, und lag mitten in einem Backtrog, wie ihn hier zu Lande diejenigen Wirthe haben, die ihr Brod für Kirchweihen, Hochzeiten u. s. w. selbst backen. Denn während er sich in seinem lebhaften Traum bemühte, über das Brett in den Balsam der Schweine hinunter zu kommen, wich der Deckel des Troges allmälig, schnappte dann auf, und ließ den Träumer mit seinem Wanderbündel in den gährenden Semmelteig hinabgleiten.

Als Andreas seine Badewanne mit wachenden Augen sah, war er wohl mit Einem Sprunge wieder heraus. Aber was nun anfangen? Hätte er Lärm geschlagen, so würde der Zorn des Wirthes, dem er sein Hochzeitbrod verdorben hatte, und der Spott der Fuhrleute, Dienstboten und Kinder haufenweise über

ihn gekommen sein. Er beschloß also, wie der Iltis aus dem Taubenschlag, ohne Abschied davon zu gehen, schüttelte sich, daß die Teigflocken weit umherflogen, nahm Hut, Stock und Wanderbündel, und ging durch das Fenster wieder hin, woher er gekommen war. Dabei lief er, was er nur konnte, um noch vor Tagesanbruch zu seiner Mutter heim zu gelangen, und schwitzte unter seinem Ueberzug, wie ein Schinken, der in Teig gewickelt in einem Backofen liegt.

Seine Mutter hatte indessen auch wenig geschlafen. Denn ihre zuversichtliche Hoffnung auf die baldige Wiederkunft ihres Sohnes war doch etwas gewichen. Sie trat, schon als der Morgen graute, unter ihre Hausthüre, und sah den Wiesengrund hinauf, der fast bis an den Mönchswald vor ihr lag. Und es währte nicht lange, so erkannte sie in dem wandelnden Teige ihren Andreas. Ob sie bei seinem Empfange mehr Freude oder mehr Erstaunen zeigte, war nicht zu unterscheiden. Andreas hielt sich am wenigsten bei dieser Untersuchung auf, sondern schlüpfte der Nachbarn wegen so schnell als möglich unter Dach. Eine Stunde darauf, nachdem er sich von seiner Salbe gewaschen und in sein Hausgewand geworfen hatte, saß er schon wieder auf seinem alten Rappen, und flickte die Schuhe, die Tags zuvor gebracht worden waren, als wäre zwischen gestern und heute nichts Besonderes vorgefallen. Fort begehrte er nicht mehr, sondern suchte sich eine Gehülfin, die um ihn sei,

nach dem Willen seiner Mutter, und hielt eine große Hochzeit.

Etliche Tage zuvor erinnerte er sich an den Hochzeit-Teig, den er auf seiner Reise nach Amerika verdorben hatte, und schickte, jedoch ohne Namensunterschrift, dem Wirth in Merkendorf zur vollen Entschädigung drei neue Kronenthaler auf der Post.

Druck von Otto Henning in Greiz.

Inhalt.

Inhalt
der
Neuesten Volksbibliothek.
In Verbindung mit einigen Freunden herausgegeben
von W. Redenbacher.
Jahrgang 1847 — 1853.

Der Dreiecker. Eine Erzählung von W. Redenbacher. 1847. 1. Bdchn. Mit einem Titelbild. geb. 5 Ngr.

Die Thalmühle oder Mittheilungen aus dem Wanderbüchlein eines deutschen Handwerkers von C. Wild. 1847. 2. Bdchn. Mit 1 Titelbild. geb. 6. Ngr.

Bilder aus der Reformationszeit. 1847. 3. Bdchn. Mit 2 Bildern. 6 Ngr.

Die Bettelmannsküche oder Gottes-Gericht über einen undankbaren Sohn. Eine Erzählung aus den Zeiten des 30jährigen Krieges von Carl Wild. 1848. 1. Bdchn. Mit einem Titelbilde. 8 Ngr.

Das Auswandern. Eine Erzählnng von Chr. Rppg. 1848. 2. Bdchn. Mit einem Titelbilde. 8 Ngr.

Die Kugenheimer. Ein Bild aus der Gegenwart von Carl Wild. 1849. 1. Bdchn. Mit einem Titelbilde. 5 Ngr.

Klösterlein Grab. Eine Erzählung von W. Redenbacher. 1849. 2. Bdchn. Mit einem Titelbilde. 5 Ngr.

Eichen, Cedern und anderes Gewächs, als: Eckart, der treue Knecht; Bayard, der Ritter ohne Furcht und Tadel; J. Jacob Moser, der würtembergische Landschaftsconsulent, und Anderes mehr. 1849. 3. Bdchn. Mit einem Titelbilde. 5 Ngr.

Der Veits-Acker von Roth, eine alte Geschichte, die doch neu ist, von Heinrich Bomhard. 1850. 1. Bdchn. Mit 1 Titelb. 5 Ngr.

Adam Neuser oder Leben und Ende eines Lichtfreundes aus früherer Zeit. Von Carl Wild. 1850. 2. Bdchn. 5 Ngr.

Der Burggrafenmord. Von Wilh. Redenbacher. 1850. 3. Bdchn. Mit einem Titelbilde. 5 Ngr.

Edle Fürsten. Jahrg. 1851. 1. Bändchen mit Bildern. 6 Ngr.

Der Schwurpaulus. Eine Dorfgeschichte von Carl Wild. Jahrg. 1851. 2. Bändchen mit einem Bild. 6 Ngr.

Der Smaragd. Eine Erzählung von W. Redenbacher. Mit 1 Bilde. Jahrg. 1851. 3. Bdchn. 6 Ngr.

Treue. 12 geschichtliche Erzählungen. Mit 1 Titelbilde. 1852. 1. Bdchn. 5 Ngr.

Die Raubmörderin. Eine neue Geschichte von Chr. Rppg. Mit 2 Bildern. Jahrg. 1852. 2. Bdch. 8 Ngr.

Parzival. Gedicht von Wolfram v. Eschenbach, als Erzählung für das deutsche Volk bearbeitet von Carl Wild. Mit 1 Titelbilde. 1853. 1. Bdchn. Preis 5 Ngr.

Die Salzburgerin. Eine Erzählung von W. Redenbacher. 1853. 2. Bdchn. Mit 2 Bildern. 9 Ngr.

Zur Nachricht.

Die in unserm Verlag erschienene „**Neueste Volksbibliothek**", herausgegeben in Verbindung mit mehreren Freunden von Wilhelm Redenbacher, ist nach gemeinsamer Uebereinkunft zwischen dem Herrn Herausgeber, den fortan anderweitige lit. Arbeiten in Anspruch nehmen, einerseits, und dem Verleger andrerseits, mit dem zweiten Bändchen des siebenten Jahrganges geschlossen worden; somit werden dies. sieben Jahrgänge mit ihren achtzehn Bändchen nun ein abgeschlossenes Ganze bilden, wobei jedoch vor wie nach auch die einzelnen Bändchen besonders abgegeben werden.

Indem wir dermalen ein anderes Unternehmen der Art, ganz im Sinne und Geist des obigen Werkes, zu Nutz und Frommen unsers lieben deutschen Volkes vorbereiten, worüber wir uns eine nähere Anzeige vorbehalten, lassen wir inzwischen für die bisherigen Abnehmer der N. Volksbibliothek ein paar Bändchen

Ausgewählte Erzählungen von **C. Stöber**

ausgehen, über welche wir uns in einem kurzen, dem Bändchen vorgedruckten „Vorbericht" weiter ausgesprochen haben.

Wir sind nämlich überzeugt, daß viele Inhaber der N. Volksbibliothek dieselben weder kennen, noch in der Gesammt-Ausgabe schon besitzen, und ob sie nicht einen würdigen Platz neben ihr einnehmen, das mögen diejenigen, welche C. Stöber noch nicht kennen, aus dieser Probe entnehmen.

So viel ist wenigstens gewiß, nach dem übereinstimmenden Zeugniß urtheilsbefähigter Männer haben die Stöberschen Erzählungen die Eigenschaft, man kann sie wieder und wieder lesen, ohne sich zu langweilen, ein Vorzug, der sie besonders dazu eignet, um von den Erwachsenen der Jugend vorgelesen zu werden. Doch man lese und urtheile selbst darüber.

Die Verlagshandlung **Justus Naumann.**

Druck von Otto Henning in Greiz.